

Aus dem Inhalt:

Opferecke: Ist Terror aus dem Rollstuhl möglich? Seite 2

Fluchtversuch aus der realsozialistischen Tristesse Seite 5

Arschabwischen als Privileg - Ludwig XIV und Assistenz Seite 7

www.das-organisierte-gebrehen.de

mondkalb

ZEITSCHRIFT FÜR DAS ORGANISIERTE GEBRECHEN



Wo Utopia liegt: Im Argen

Matthias Vernaldi

Spätestens seit dem Ende des sozialistischen Lagers und der damit verbundenen Krise linken Denkens und linker Bewegungen ist immer wieder der Ruf nach einer neuen Utopie zu hören. Offenbar scheint die alte durch den real existierenden Sozialismus dermaßen an Attraktivität verloren zu haben, dass sie als historischer Hoffnungshorizont nicht mehr taugt.

Vom Wortsinn her stellt die Verwirklichung einer Utopie einen Widerspruch in sich dar: "u topos" ist griechisch und heißt "kein Ort". Eine verwirklichte Utopie muss ja an konkreten Orten erfolgen und ist somit ihres utopischen Charakters enthoben, d.h. die hehren Ideale müssen sich in der Realität bewähren.

„Utopia“ ist das bekannteste Werk von Thomas Morus, erschienen 1516 in Flamen. In ihm schildert er den idealen Staat, eine Vision der Moderne, eine bis dahin undenkbar Mischung aus Technologie, Überwachung und Disziplinierung. So utopisch Morus' Vorstellungen vom kontrollierten Bürger vor 500 Jahren noch wirkten, sie fanden spätestens im letzten Jahrhundert viele Orte der Verwirklichung. Gestapo, KGB oder Stasi, die Bestrebungen des derzeitigen Innenministers, das Grundgesetz zu unterlaufen, sind ebenso beredte Zeugnisse davon wie die Möglichkeiten der Überwachung von Internetnutzern.

Ernst Bloch, ein marxisti-

scher Philosoph, schrieb in den 30er und 40er Jahren im Exil sein Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“ und veröffentlichte es in den 50er und 60er Jahren in der DDR. Er fiel dort bald in Ungnade, war aber geistesgegenwärtig und privilegiert genug, von einem Ausflug in den Westen nicht zurückzukehren. So

spielte er in den Dogmen des östlichen Imperiums fortan keine Rolle mehr. Dafür aber wurde sein Werk in den Kanon der linksalternativen Bewegungen des Westens erhoben. Erst durch ihn bekam der Begriff der Utopie die Bedeutung, die er heute noch hat.

Als zwei wesentliche soziale Utopien führt er u.a. das Urchristentum und den Kommunismus an. Ihm zufolge stehen soziale Utopien in einer die Jahrtausende durchziehenden Kontinuität. Im Gegensatz zu vorfindlichen

Gesellschaftsbildern gehen sie von der gleichen Bewertung jedes Menschen aus. Unterschiede aufgrund von Besitz oder Herkunft werden nicht akzeptiert und letztlich aufgehoben. Die urchristlichen Gemeinden im alten Rom praktizierten vielerorts einen konsequent weitgehend hierarchiefreien Kommunismus. Wer begütert war, unterstützte die Armen - und das nicht nur mit Almosen. Reiche Leute verkauften ihre Häuser und Ländereien und stellten den Erlös der Gemeinde zur Verfügung. Keiner musste mehr hungern oder frieren oder im Krankheitsfall dahinsiechen. In den nächsten zwei Jahrtausenden prägte das Christentum die Geschichte Europas und bald auch der Welt. Nächstenliebe und Gewaltlosigkeit in der Nachfolge Christi waren in der kirchlichen Wirklichkeit kaum mehr zu finden. Im Namen des Erlösers wurden Länder okkupiert, Kulturen vernichtet, Andersglaubende verfolgt und Machtpolitik betrieben. Doch der utopische Kern blieb in allen Zeiten erhalten. Er hat u.a. immer wieder Gemeinschaften hervorgebracht, deren Mitglieder die Nähe zu Gott in der Nähe zum Menschen suchten und die deshalb bestehende Schranken aufhoben. Im System integrierte klösterliche Gemeinschaften gehörten ebenso dazu wie die bis aufs Blut verfolgten Schwärmer und Ketzer, etwa die Wiedertäufer aus den Bauernkriegen. Als vor zweihundert Jahren durch die sich ausbreitende Industrialisierung ein Heer von sozial Schwachen entstand, weil plötzlich jeder ins kapitalistische Produktionssystem passen musste und in den Familien kaum noch Ressourcen frei waren, sich um Bedürftige zu kümmern, fanden zuerst die großen Kirchen eine Antwort. Sie bauten Anstalten für Arbeitsscheue, Krüppel, Blinde, gefallene Mädchen, Trinker oder Idioten. Alles, was nicht passte, wurde interniert. Gleichzeitig hatten die Ärmsten der Armen ein Dach überm

Kopf, eine Suppe im Magen und vor allem das Gefühl, einen Wert zu haben. Letztlich baut die aktuelle Sozialpolitik und öffentliche Fürsorge noch immer auf dieser Utopie auf.

Auch die Idee des Kommunismus hat diesen utopischen Kern der Idee der Gleichheit aller Menschen. Sie entstand in derselben Zeit wie die Anstalten von Caritas und Diakonie. Die Fragen der Industrialisierung beantwortet sie auf ökonomischer Basis. Die Produktionsmittel sollten nicht mehr Einzelnen gehören, sondern der Gesamtheit. Einzelnen Wenigen sollte es unmöglich gemacht werden, sich an der Arbeit Anderer zu bereichern. Die Armut und Ausbeutung der arbeitenden Massen sollte so abgeschafft werden. Die Umsetzung der utopischen Staatsidee begann vor 90 Jahren in Petrograd mit einem Putsch, der fortan „Große Sozialistische Oktoberrevolution“ genannt wurde, und scheiterte noch im selben Jahrhundert.

Auch im Westen kamen die Ideen des Marxismus in der Wirklichkeit an. Eine revolutionäre Umwälzung der Verhältnisse fand nicht statt, aber die Verhältnisse wurden zum Tanzen gebracht. Die 68er weichten die starren bürgerlichen Normen auf und schufen kulturelle und ökonomische Freiräume. Benachteiligte und diskriminierte Gruppen wiesen auf das Unrecht hin, das ihnen geschah, und forderten Rechte ein. Auch behinderte Bürger fanden sich in einer emanzipatorischen Bewegung zusammen. Sie entwickelten in den siebziger Jahren die Utopie, dass Menschen, die auf Hilfe angewiesen sind, nicht mehr zum Objekt einer herablassenden Fürsorge degradiert werden, sondern diese Hilfen nach ihren Bedürfnissen selbstbestimmt gestalten. Heute findet sie Eingang in die Sozialgesetzgebung, z.B. mit dem persönlichen Budget. Behinderte bekommen hier Geld in die Hand, mit dem sie die von ihnen benötigten Hilfen jenseits vom Heim oder anderen Bevormun-

Fortsetzung auf Seite 2



W.I. Uljanow, auch bekannt als Lenin, 19 22 in Gorki

Krüppel aus dem Sack

P. R. Iapos

Genau kann ich es nicht sagen, ob mich meine Behinderung zu den Huren getrieben hat oder das, was allgemein als Midlifecrisis bezeichnet wird.

Jedenfalls hatte sich gerade eine Holde für immer verabschiedet, der ich über Jahre die alleinige Verfügung über meine Beutel (egal, ob diese Geld oder anderes enthielten) zugestanden hatte. Meine Muskelerkrankung war mittlerweile so weit fortgeschritten, dass ich kein Glied mehr rühren konnte - außer das eine. Faktisch hieß das, meine Hände als willige Helfer fielen aus. Sex fiel komplett aus - und das wohl für immer.

Der Hüftschwung der Frau vor mir, die Blicke des Mädchens in der U-Bahn, das Lächeln einer Freundin, die Brüste der Nachbarin! Ich konnte mir vorstellen, mit ihnen Sex zu haben. Wenn ich mir jedoch vorstellte, wie es wäre, mit ihnen übers Wochenende zu verreisen, fernzusehen oder Schuhe zu kaufen, wurde mir übel. Doch nicht mein derzeitiger Überdross an weiblicher Alltagsinkompatibilität hielt mich letztlich vom Anbaggern ab. Das kriegte ich einfach nie richtig hin als schüchterner und leicht klemmiger Behindi.

Ob mich nun ausschließlich der Triebstau zum Freier gemacht hätte, oder ob ich mich per Selbstbefriedigung zufrieden gegeben hätte, weiß ich nicht. Immerhin, so wird es auf der Homepage von Hydra, der Berliner HurenSelbsthilfe, behauptet, ist jeder Mann irgendwann einmal in seinem Leben als Freier unterwegs.

Zudem war, was ich bisher über Prostitution gehört hatte, alles andere als geil: Ausbeutung, Menschenhandel, Drogensucht, der Mensch als Objekt. Ich wollte nicht mit einer Sex haben, die sich dazu gezwungen sieht. Ich wollte nicht, dass sich eine von meinem Begehren abschätzig behandelt fühlt, auch nicht aus Notgeilheit heraus und auch nicht für Geld.

Es war für mich also nicht einfach, den Entschluss zu fassen, sexuelle Dienste in Anspruch zu nehmen. Doch wenn ich weiterhin auch außerhalb des Kopfes Sex haben wollte, musste ich wohl. Zuerst informierte ich mich bei Hydra und hörte, dass es durchaus Frauen und Männer gab, die diesen Job freiwillig und selbstbestimmt und nur mit dem im Spätkapitalismus üblichen Maß an Ausbeutung taten. Endlich konnte ich dem Ruf der Wildnis folgen, ohne mich als mieser Sack zu fühlen. Ich musste die Nummern der Annoncen wählen, sagen, dass ich Interesse an einem Date habe, fragen, was es kostet, wie sie aussieht und ob sie Berührungsängste bezüglich meiner Behinderung hat. Die meisten hatten. „Prostituierte sind Frauen wie alle anderen“, sagte Hydra. Und wie alle anderen kommen die meisten halt mit Behinderung nicht klar. „Damit dieser Job mit Würde ausgeübt werden kann, müssen die Huren jeden Freier, der ihnen

nicht passt, ablehnen können“, sagte Hydra. Ich saß in der Diskriminierungsfall. Um die Mädchen nicht zu diskriminieren, wählte ich Adressen an, in denen selbstbestimmt gearbeitet wird (es gibt davon in Berlin übrigens einige). Dort wurde ich abgelehnt. So wurde ich diskriminiert.

Die erste Prostituierte, mit der dann endlich etwas zu Stande kam, nahm für eine Stunde Hausbesuch 150,- DM. Sie hatte eine silberne Perücke auf und war stark geschminkt. Mit meiner schüchternen Erregung ging sie eher technisch um und gab mir keinerlei Gelegenheit, irgendeine Abschätzigkeit in unsere Begegnung zu bringen. Nach 20 Minuten hielt sie ihren Auftrag für erledigt und war verschwunden - die 150,- DM auch.

Meine Freunde bestärkten mich, nicht gleich aufzugeben - meine Hormone auch. Mit der nächsten Frau, mit der ich ein Treffen vereinbarte, verstand ich mich sofort. Als ich ihre Erregung schmeckte, war ich überrascht und gerührt. Sie machte mich glücklich.

Mittlerweile bin ich mit manchem Mädchen, das anschaffen geht, befreundet, sehe mit ihnen gelegentlich abends auch fern oder fahre übers Wochenende weg. Mit einer war ich sogar schon Schuhe kaufen - von ihrem Geld.



Stell dir vor es ist Krieg.
Und keiner schiebt dich hin.



Wir rollen jeden zur Front. Informier dich unter www.bundeswehr.de

Der Sauerstoffaufzug zum Mount Everest

Ein kleiner gedanklicher Ausflug in eine barrierefreie Welt, wie sie in 50 Jahren aussehen könnte

Marie Gronwald

Schon als Kind wollte ich Schriftstellerin werden, so berühmt, wie Astrid Lindgren, die übrigens im letzten Jahr ihren hundertsten Geburtstag gefeiert hätte, aber das nur nebenbei erwähnt. Ich dachte mir Geschichten aus. Darunter war auch eine über ein Rollstuhldorf, ein Dorf, ungefähr so groß wie ein typisches Brandenburger Kleinstadtdorf, indem alle Bewohner im Rollstuhl saßen. Das ganze Dorf war barrierefrei gebaut worden. Es gab überall Rampen und abgesenkte Bordsteine, kein Kopfsteinpflaster und funktionstüchtige, geräumige Aufzüge. Aber letztere waren in der Architektur meines Dorfes, nur vereinzelt zu finden, da ohnehin beinahe jedes Gebäude so flach gebaut war, dass Aufzüge nicht nötig waren. – Wie wäre so eine Welt, so ein Dorf oder eine Stadt, in der es keine Barrieren für Menschen mit Behinderungen gibt, wirklich?

Ich werde im Folgenden ein kleines Gedankenexperiment, eine kurze Reise in diese Welt unternehmen, die es noch nicht gibt, aber vielleicht einmal geben könnte. Wenn Sie als Leser Lust haben, mich auf dieser Reise zu begleiten, sind Sie nun herzlich eingeladen, weiter zu lesen.

Wir befinden uns nun im Jahr 2058, es ist Winter, Montagmorgen und auf Grund der Klimaerwärmung so warm wie früher im Frühling. Ich bin in unserem Gedankenexperiment immer noch Studentin, was hoffentlich in fünfzig Jahren nicht der Realität entsprechen wird, aber ich denke, es ist leichter, mir auf diese Weise zu folgen. Sie begleiten mich heute ein Stück durch meinen Tag. Ich bin auch in jener Welt auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen, denn der Fahrdienst der Stadt wurde aus Kostengründen und als überflüs-

siger Posten schon vor Jahren abgeschafft, aber ich habe ihn auch damals schon ungern und selten genutzt. Sie fahren also mit mir im Bus und der U-Bahn in die Universität. Im Bus und auf den Straßen, sowie in öffentlichen Gebäuden sind akustische und taktile Leitsysteme für Blinde und Gehörlose installiert. Der Aufzug, den wir benutzen, ist aus Glas, das streifenfrei geputzt ist. Er ist leer und fährt deswegen schnell auf den Bahnsteig, da er wegen vieler anderer vorhandener Aufzüge nicht mehr so häufig frequentiert werden muss. Auch der in ihnen vor Jahren noch vorherrschende leichte bis unerträgliche Uringeruch hat sich mit den Jahren, in denen diese Welt existiert, in Luft aufgelöst. Die U-Bahn hat die Lücke zwischen Bahnsteigkante und Bahn durch eine kleine elektrisch ausfahrbare Rampe geschlossen und so gelingt es mir, ohne Erschütterung in die U-Bahn einzusteigen. In der Bahn sind auf dem Boden Verankerungen eingelassen, die mich in meinem Rollstuhl fest und sicher stehen lassen.

Nach Beendigung meiner Seminare überlege ich mir, mit dem Bus zurück nach Hause zu fahren, da ich keine Lust habe, schon wieder im Halbdunkel der U-Bahn zu sitzen. Aber auch das stellt kein Problem dar. Der Busfahrer ist sehr freundlich,

Opferecke

Bisher haben wir unter dieser Rubrik jeweils drei Leserfragen beantwortet, die uns von allgemeinem Interesse schienen. Heute soll es ausschließlich eine Frage sein, die uns beschäftigt: Kann man vom Rollstuhl aus wirksam Terror ausüben?

Naheliegender scheint ja erst einmal die Frage, ob man vom Rollstuhl aus Terrorismus wirksam bekämpfen kann, denn immerhin ist der amtierende Innenminister ein Rollstuhlfahrer. Inwiefern nun die Maßnahmen, die er anstrengt, die erhofften Wirkungen erzielen, oder ob sie im Gegenteil Terrorismus erst fördern, bzw. herausfordern, kann nicht eindeutig beantwortet werden. Eins scheint aber auf der Hand zu liegen: Das eine (die Wirkung der Maßnahmen) hat mit dem anderen (dem Rollstuhl) nichts zu tun. Oder doch? Der Verfasser dieser Zeilen fragte Schäuble irgendwann am Ende des letzten Jahrtausends auf einer Wahlkampfveranstaltung, warum er trotz seiner einflussreichen Stellung so gar nichts im behindertenpolitischen Bereich unternähme. Er antwortete, dass er dann als Betroffener ja immer den schalen Eindruck erwecken würde, er würde stark eigennützig handeln. So gesehen dürften dann auch Frauen keine Frauenpolitik betreiben und vor allem dürften Mitglieder von Aufsichtsräten und Vorständen keine Wirtschaftspolitik machen. Ein interessanter Aspekt! Doch warum wird das erzählt? Weil auf der Hand zu liegen scheint, dass unser Innenminister doch stark eigennützig handelt. Sind die unverhältnismäßigen Abwehrbestrebungen nicht aus seiner Betroffen-

heit als Anschlagsoffer zu erklären? Bewältigt er nicht damit eher sein Trauma, als der öffentlichen Sicherheit zu dienen? Doch wahrscheinlich sind solche Spekulationen müßig. Immerhin war er schon zu Zeiten, als er noch nicht im Rollstuhl saß, ein Politiker, der Ruhe, Ordnung und Sicherheit höher schätzte als die Freiheit.

Aber zurück zur eigentlichen Frage: Ein Mensch, der nicht durch enge Gänge rennen oder auf Tische springen oder blitzschnell und präzise zielen kann, ist als Attentäter oder Geiselnehmer denkbar ungeeignet. Doch auch er kann das System nachhaltig destabilisieren. Hierzu muss der Verfasser dieser Zeilen wiederum Betroffenheit ins Spiel bringen, nämlich seine eigene. Bereits vor drei Jahrzehnten begann die Kreisdienststelle der Staatssicherheit in Schmölln ihn zu observieren. Ihre Beobachtungen und Gedanken legte sie in Akten nieder. Es dauerte nicht lang und er wurde zum OV erklärt, zum Operativen Vorgang, was bedeutete, dass er nun nicht mehr nur beobachtet, sondern ihm auch heimlich aber wirksam Schaden zugefügt wurde. Den OV nannten sie aufgrund seiner Behinderung „Parasit“. Sie sahen ihn also als Schmarotzer am starken Hals der Gesellschaft. Noch heute entstehen in ihm Irritationen, wenn die Partei, die damals seine Überwacher beauftragte und sich später für ihre Renten stark machte, die gleichen behindertenpolitischen Forderungen formuliert wie er und mit ihm um ihre Verwirklichung ringt. Mittlerweile hat er begriffen: Sie sehen ihn weiterhin als Parasiten an. Daran hat sich nichts geändert. Jetzt aber saugt er dem Kapitalismus das Blut aus den Adern. Deshalb unterstützen sie ihn. ■

fährt in angemessenem Tempo, der Bus ist so abgesenkt, dass ich auch hier sehr sanft einsteigen kann und ich schlüpfe wieder in die im Boden eingelassene Verankerung. Während der Fahrt unterhalte ich mich mit einem Mann in Anzug und Krawatte, der neben mir in den Verankerungen steht und zu einem Geschäftstermin unterwegs ist. An der nächsten Haltestelle steht eine ältere Frau im Elektrorollstuhl, auch sie steigt ein. Der Bus ist so geräumig, dass neben uns dreien noch ein weiterer Rollstuhl hier Platz hätte. Da ich bald Semesterferien habe, überlege ich mir ein Reiseziel. Da ich mich aber nicht entscheiden kann, wohin die Reise gehen soll, suche ich ein Reisebüro auf. Die Frau, die mich hinter der elektrisch aufgehenden Tür erwartet, ist sehr freundlich, was damit zu erklären ist, dass sie mir eine sehr teure Reise verkaufen will. Sie unterbreitet mir einige Vorschläge. Eine Tour in die Alpen, eine Fahrt durch die Sahara mit Kamelen und Motorrad, das Kamel hätte einen speziellen Rollstuhlsitz auf seinem Rücken, ebenso wie das Motorrad. Als drittes Angebot unterbreitet sie mir eine Tour auf den Mount Everest, dort wäre vor kurzem der neue Aufzug fertig geworden, der jetzt sogar bist ganz auf die Spitze fahren könne, weil im Fahrstuhl Sauerstoff sei. Man dürfe sich dann nur nicht hinausbewegen. Die Reise nach Amerika wäre auch kein Problem. Man könne jetzt in speziell dafür vorgesehenen Rollstuhlvorrichtungen in seinem Rollstuhl sitzen bleiben und könne bei Bedarf sogar in eine Art Tiefschlaf versetzt werden. Ich lehne alle drei Angebote der Frau dankend ab und gehen nach Hause, mit dem Gefühl, dass solche Reisen eigentlich vollkommen überflüssig und überteuert sind – für eine Studentin der Philosophie.

Hier setze ich mit meinen Überlegungen mal zum Landeanflug an. Wir gehen wieder ungefähr fünfzig Jahre zurück und befinden uns Anfang 2008. Natürlich wäre eine solche Welt viel unkomplizierter und praktischer.

Würden einem nicht aber auch viel entgehen? Wenn der Rollstuhl oder die Behinderung kein Problem in der Praxis und für die Umgebung mehr darstellen. Würde man nicht viele sehr skurrile und humor-

volle Begegnungen verpassen? Aber auch nette und freundliche Menschen

nie kennen lernen, die einen zum Beispiel die Treppen hoch tra-

gen, wenn der Fahrstuhl wieder außer Betrieb ist. Vor kurzem hatte ich wieder so ein Erlebnis. Ich traf einen älteren Mann mit schwarzem Lederhut und Ledermantel. Er stieg mit mir in den Aufzug ein und beschwerte sich über den Geruch. Dann sah er mich an und fragte, was man machen würde, wenn der Fahrstuhl nicht funktionierte. Ich sagte ihm, dann würde man mich die Treppe hoch tragen oder eine andere Strecke wählen. Er lachte, spannte seinen Oberarmmuskel an und fragte, ob man das ganz allein durch Muskelkraft schaffen würde. Ich nickte und er streichelte mir über den Kopf und verließ den Aufzug. Ich fand das merkwürdig und anstrengend. Aber in einer barrierefreien Welt, wie ich sie versucht habe hier darzustellen, hätte ich den Mann im Ledermantel wahrscheinlich nie getroffen und hätte somit auch nichts über ihn schreiben können, ich wäre ihm nicht aufgefallen, wäre eine unter vielen. Aber in einigen anderen Situationen kann es durchaus angenehm und auch praktisch sein, aufzufallen und dadurch zu etwas Besonderem gemacht zu werden. ■

Fortsetzung von Seite 1

dungen nach eigenem Ermessen für sich umsetzen. Als Nebeneffekt erwartet der Gesetzgeber eine Senkung der Kosten. Damit hat er ein Instrument zum Dumping von Entgelten und Löhnen geschaffen.

Auch der seit Jahren stattfindende Abbau des Sozialstaates ist eine verwirklichte Utopie: die des Neoliberalismus, der Idee vom freien Spiel der Kräfte. Wenn sie weiter greift, wird ein selbstbestimmter Mensch mit Behinderung in 25 Jahren auch mit persönlichem Budget wesentlich unterversorgt und deshalb isolierter sein als ein Heimkrüppel der 80er Jahre.

Das Ideal des Neoliberalismus ist der Starke. Im Gegensatz zu ihm müsste im Zentrum einer sozialen Utopie der Schwache stehen. Doch auch hier finden sich Helden: der Kämpfer der Revolution, der Held der Arbeit, der sich anarchisch verwirklichende Übermensch oder der Hedonist. Selbst im christlichen Bereich findet sich der Kämpfer des Glaubens und der standhafte Asket, auch wenn sich der christliche Erlöser nur schwerlich als Held sehen lässt. Ein junger Mann aus ärmlichen Verhältnissen wird hingerichtet – das ist nach christlicher Auffassung das Heil der Welt. In Christus kommt Gott den Menschen nahe. Dazu muss er schwach und sterblich sein wie sie. Der Messias wird schon Jahrhunderte zuvor im Buch Jesaja als der Allerschwächste und Verachtetste angekündigt.

Wenn wir schon eine neue Utopie brauchen, vielleicht sollte es eine sein, die nicht Leistung, Unabhängigkeit, Stärke und Genuss idealisiert, sondern die Verletzlichkeit, das Unvermögen und die Schwäche ins Zentrum der Aufmerksamkeit stellt. In Zukunft werden viel mehr Menschen als bisher alt, hilflos abhängig und behindert sein. Behinderung und chronische Krankheit gehören schon jetzt zum biografischen Horizont eines Jeden. Noch kommen uns diese Prognosen düster vor. Eine neue Utopie würde sie in einem helleren Licht erscheinen lassen. ■

Auch das ist die Zukunft: Der Kopf von Nixon nutzt einen geklauten Roboterkörper als Prothese



„Ein juter Mensch - einfach ausgedrückt“

Interview mit J, einem Callboy, der behinderten Frauen seine Dienste anbietet

Mondkalb: Wie bist du zu deinem Job als Callboy gekommen?

J: Ich hatte ne Annonce als Callboy in der „Tip“ und da kamen ne Menge Frauen auf mich zu und da habe ich gemerkt, dass das nicht meine Welt ist. Die hatten Wünsche und Vorstellungen, die ich nicht gut finde. Da habe ich die Anzeige fallen gelassen. Zwei, drei Monate später hat M. mich angerufen und hat mich gefragt, ob ich schon mal über Arbeit mit Behinderten nachgedacht habe. Ich hab mich mit ihm getroffen und hab mir darüber Gedanken gemacht und fand det allet super jut, moralisch einwandfrei. Ja, so bin ich da ran gekommen.

Mondkalb: Wie kann man Kontakt zu dir aufnehmen?

J: Bei M. ist ein Anrufbeantworter eingerichtet, da kann man eine Nachricht und seine Telefonnummer hinterlassen (030-68237422). Dann rufe ich zurück. Dann machen wir einen Termin aus. Der Termin ist unentgeltlich. Man trifft sich erstmal, wechselt ein paar Worte, wenn möglich. Oder man berührt sich und schaut, wie man sich dabei fühlt. Und dann hat die Frau auch die Wahl ob se sich dann irgendwie gut dabei fühlt oder nicht. Und dann kommt noch mal ein Anruf auf den Anrufbeantworter und dann macht man einen Termin aus.

Mondkalb: Wie laufen deine „Sitzungen“ ab?

Ich muss dazu sagen, die meisten wollen, dass ich mit ihnen schlafe. Das mach ich nicht. Und dann gibt es Menschen, die wollen, dass ich grob bin. Ich hab irgendwie festgestellt, dass es wichtig ist, dass ich Distanz halte. Ja. Weil sonst kommt das Problem, „also ich hätt dich gern zum Freund.“ Und deswegen gibt's meine Telefonnummer nicht, weil der Ein oder Andere hat dann Lust, mich zweimal am Tag anzurufen und möchte mit mir übers Leben reden und da halt ich mich natürlich bedeckt. Also ich bin nicht bereit, den Freund zu ersetzen. Also was ich mache: Ich mach erotische Massagen, arbeite mit Werkzeugen, also mit Vibratoren und Dildo. Mit Ölen arbeite ich, schön lecker. Sowas in der Richtung.

Mondkalb: Kein Sex?

J: Keine Penetration.

Mondkalb: Macht es für dich einen Unterschied, ob du mit einer behinderten oder nicht behinderten Frau arbeitest?

J: Also, ob die behindert ist oder nicht, das macht für mich keinen Unterschied.

Also, ich muss dazu sagen, ich halt mich da emotional raus. Ich verrichte meinen Dienst nicht für mich, sondern da geht's dann um den Menschen, der dann schöne Gefühle haben will, der Sexualität spüren möchte. Das ist nicht meine Sache. Meine Sexualität lass ich da außen vor. Es gibt auch keine Erregung in mir. Also, ich bin auch nicht gleichgültig. Ich bin den Menschen gegenüber einfach gut eingestellt.

Mondkalb: Bereitest du dich auf die Behinderung deiner Kundin vor? Zum Beispiel eine Frau, die eine Querschnittslähmung hat, da muss man doch vermutlich ganz anders herangehen, weil die ja ab einem gewissen Punkt körperliche Berührungen nicht merkt. Oder eine Frau die eine Spastik hat. Da kannst du einen Spasmus auslösen, wenn du das Falsche mit ihr machst...

J: Also, ich nehm ja den Menschen wahr. Wenn ich jemand berühre, dann spür ich ja, was kommt... Wenn ich den Kopf anfasse oder die Hände oder die Brust oder die Beine oder wie auch immer, kommt ja was zurück. Ja. Und dementsprechend entwickelt sich der Kontakt weiter. Also, ich hab da keine vorgefertigten Muster, sondern von Mensch zu Mensch individuell.

Mondkalb: Wie verläuft dein Vorbereitungsgespräch?

J: Wie gesagt, unentgeltlich, wo man sich austauschen kann, wo man grundlegende Sachen abklärt, wo man halt schaut, wie sich die Sache anfühlt. Geht es oder passt's nicht zusammen. Ja. So.

kümmert sich ja nicht wirklich jemand... Es gibt Gespräche ohne Ende... Aber dass man das mal in die Tat umsetzt... Dann kann man dann halt nur mit dem Milieu Kontakt aufnehmen. Weiß ich nicht, ob das für jeden Menschen so das Richtige ist. Da fehlt mir so ein bisschen das saubere Miteinander. Die emotionale Ehrlichkeit. Is mir zu abgedroschen. Da dachte ich mir, da kann man doch... Da fühl ich mich doch ganz gut für, weil ich mich da eben nicht so abgedroschen fühle.

Mondkalb: Wie lange arbeitest du schon als Callboy?

J: Das vierte Jahr.

Mondkalb: Weiß dein Umfeld, was du machst?

J: Ja. Die finden das alles sehr gut. Die freun sich, dass ich so bin. Ja. Die fragen sich dann zum Beispiel, wie ich damit klarkomme oder was ich mir dabei denke? Aber womit soll ich da klarkommen oder was soll ich mir da denken? Für mich gibt's da nix zu denken. Für mich gibt's da auch nichts, womit ich da klarkommen müsste. Manche glauben von sich selbst, sie könnten das nicht.

Mondkalb: Was heißt es für dich, deinen Job auszuüben?

J: Ein juter Mensch. Einfach ausgedrückt.

Mondkalb: Haben deine Kundinnen Angst vor körperlicher Nähe? Und wenn ja, wie versuchst du die abzubauen?

J: Also, ich Sorge erstmal dafür, dass es einen energetischen Fluss gibt. Also Hände berühren. Sexualität erstmal in Ruhe lassen. Ich bin da energetisch veranlagt. Ich denke, das hat was mit Schwingung zu tun. Ängste kann man abbauen, indem man entspannt bleibt, indem man nichts will. Wenn ich merke, dass der Mensch sich zu macht – das ist eine große Energie, die merkt man –, dann lässt man das auch erstmal. Dann kann man ein paar Worte wechseln... „Vielleicht brechen wir lieber ab für heute...“, wie auch immer.

Mondkalb: Du redest mit deinen Kundinnen vorher?

J: Ja, Grundlage. Aber ich hatte auch schon mit Menschen Kontakt, die nicht sprechen konnten und die auch nicht schreiben konnten.

Mondkalb: Und wie läuft das ab?

J: Rein auf emotionaler Ebene: Kontakt aufnehmen, spüren, Ablehnung, Anziehung. Man merkt ja: Ja oder Nein... Das kann man spüren.

Mondkalb: Was kostet dein Dienst?

J: Mit meinem Preis bin ich noch nicht ganz glücklich. Also, ich bin jetzt momentan bei ner Stunde 50 Euro. Und ich glaub, da bin ich unter meinem Wert. Aber das ist erstmal mein Preis.

Mondkalb: In Deutschland wird das nicht von den Kassen gezahlt...

J: Ich denke, da gibt's noch ne Menge zu tun hier. Ich wünsch mir da manchmal ne Organisation von Männern, wo ich dann sagen würde, nehmen wir das doch mal unter die Lupe... ■

Interview: Marie Gronwald



Weniger artistische Sexualpraktiken ermöglichen auch die Teilnahme von athletisch nicht geschulten Personen.

Mondkalb: Gibt es außer dir noch andere Callboys, die diesen Dienst anbieten?

J: Die denselben Dienst anbieten? Kenn ich nicht. Also, ich denke, mit den Jahren hat sich bei mir so... also ich bin auch noch Lebensberater... Und mit den Jahren hat sich bei mir gezeigt, dass ich sozial veranlagt bin. Zu Menschen gut gesinnt, sach ich mal. Also, die Leute sagen zu mir, ich bin Philantrop, Menschfreund. Die Zeit, wo ich mit dem Milieu Kontakt hatte... Also, da sind ganz andere Energien am Start. Also ich denke die Callboys an

Blickwechsel

Der besondere Blick

Lena Anders

Einen Blick auf sich zu spüren, ist immer etwas Besonderes. Es ist ein Akt der Aufmerksamkeit, ob gewollt oder ungewollt. Ein Gegenüber hat etwas in seinem Blick, nimmt einen oder etwas an ihm für einen Moment oder länger ins Visier. Augen schauen groß und rund, dazu flüsternde Fragen, unterdrückte Gespräche. Dann wird weitergegangen. Oder eine kleine Kinderhand wird von einer größeren Hand energisch weggezogen. Dieses Bild wiederholt sich, manchmal häufig am Tag. Die Blicke sind manchmal auch ganz direkt. Sie treffen wie Pfeile oder Röntgenstrahlen. Sie untersuchen. Manchmal kommt sogar das Gefühl auf, dass die Augen einen durchleuchten oder dass es notwendig erscheint, sich durch besonders aggressiven Blickkontakt zu schützen; schützen vor etwas, was unbekannt und fremd ist, was sie nicht kennen oder nicht kennen wollen. Manchmal, die Häufigkeit steigt mit dem Alter, folgt auch ein leiser bis mittellauter Seufzer. Und manchmal, aber nur selten folgt diesem Seufzer auch ein Griff ins Portemonnaie und ein Geldschein, für den man sich ein Eis oder etwas anderes Schönes kaufen soll, um das Leben wenigstens ein bisschen schön zu haben. Dann werden die Augen mit einem Stofftaschentuch trocken getupft und gehen. Es gibt Blicke, denen das bloße Sich-auf-einen-Gegenstand-Richten nicht genügt. Sie müssen ihre Konzentration, ihre besondere Beachtung durch leicht offen stehende Münder und leise fragende Geräusche noch hervorheben,

aber so einen Forschungsdrang kann man zum Glück in letzter Zeit eher selten beobachten. Und auch die Geldgeschenke nehmen deutlich ab. Vielleicht liegt das daran, dass die Objekte ihres Interesses nun nicht mehr ganz so bedauerenswert aussehen, vielleicht aber auch an der allgemeinen sozialen und wirtschaftlichen Lage dieses Landes? Die Augen und ihre Blicke werden immer bleiben, denn wenn sich Menschen in einer Welt bewegen, ist es zwangsläufig gegeben, dass sie sich diese Welt genauer ansehen, dass sie sie in ihren Blick nehmen. Aber diese Art

zu Schauen nervt, je nach meiner Tagesverfassung und der meines Gegenübers, mal mehr, mal weniger. Es gibt neben röntgenartiger Neugier ja auch angenehme, leichte Neugier von Menschen, die einem begegnen und die man mit dem eigenen Blick genau so offen und freundlich anschaut. Es gibt also nicht nur blöde Blicke, sondern auch offene, freundliche und neugierige Blicke. Diese Blicke sind nicht wie Röntgenstrahlen. Sie tasten sich heran, probieren aus, fragen und warten auf eine Reaktion, auf Einverständnis, ähnlich wie beim Flirten. Bei dieser Art der Kommunikation entsteht ja auch ein besonderer Moment und man wird zu etwas Besonderem für sein Gegenüber. Und jetzt kann man doch gespannt sein, welcher Blick einen das nächste Mal trifft, wenn man mit seinem Rollstuhl in den Supermarkt oder zur Bank geschoben wird? Ich bin es auf jeden Fall. ■

sich suchen auch Befriedigung für sich selbst mit. Das ist ja bei mir nicht der Fall.

Mondkalb: Warum arbeitest du als Callboy?

J: Also, ich glaube in Holland und in England wird das ja von der Krankenkasse finanziert, und ich denke, das ist ein ganz normales Grundbedürfnis vom Menschen, Sexualität zu erleben und ich hab mich damals nur gefragt, warum ist das hier nicht so? Also, hier

Eine Reise mit der Deutschen Bahn

Mit dem Behindertenausweis von

T. nach M. – Beschreibung einer Odyssee

Isabel Erdem

Wenn auf der Rückseite des Behindertenausweises eine Marke klebt, kann man damit in allen Nahverkehrsbahnen (RB und RE) kostenlos fahren, solange sie im „Verbundgebiet“ liegen. Was Nachteilsausgleich bei der Deutschen Bahn allerdings praktisch bedeutet, kann man kaum beschreiben. Man muss es erleben... Hier dennoch ein Versuch.

Ich möchte verreisen. Eine Verbindung zu der von mir angestrebten Stadt ist im Internet schnell ge-

fun- den. Jedoch bekommt man keinen Zugriff auf das Nahverkehrs-Streckenverzeichnis. Mir gelingt es nicht, die verbund-

freien Streckenabschnitte zu ermitteln, für die ich noch eine Fahrkarte bräuchte. Und so bleibt nur der Weg ins Reisezentrum.

Nach einer halben Stunde Anstehen bin ich an der Reihe. Die Dame betrachtet mich ungläubig: Mit Regionalzügen eine so weite Strecke; ob ich mir auch sicher sei. Was ich jetzt von ihr wolle. Geduldig erkläre ich, dass es leider weder im Internet noch am Automaten eine Zugriffsmöglichkeit auf das Streckenverzeichnis gäbe, dass sie dieses also am besten jetzt holen solle, dann könnten wir schnell nachschauen. Derart aufgeklärt verlässt die Dame mich auf unabsehbare Zeit. Schließlich kommt sie mit einem Stapel dicker Bücher wieder: Streckenverzeichnisse der Bundesländer. Dabei wirft sie einen flüchtigen Blick auf die Menschenlange hinter mir, der zu einem vorwurfsvollen Blick in meine Richtung wird. Sie habe auch nicht ewig Zeit, murmelt sie. Ich überhöre diese Worte geduldig lächelnd. Endlich hebt sie den Kopf und teilt mir mit, dass ihrer Meinung nach nur eine einzige Strecke nicht im Verbundgebiet liege. Sie berechnet einen Fahrpreis von 4 Euro und sieht mich an, wie die Deutsche Bahn persönlich einen ansehnen würde, wenn man sie eine viertel Stunde Arbeitszeit kostet und dann für ganze 4 Euro 500 km weit reisen möchte. Fast habe ich ein schlechtes Gewissen, außerdem kommen mir Zweifel. Ob es sicher sei, dass dies die einzige Strecke sei. Was solle das denn bedeuten? Natürlich sei es die einzige. Sie habe schließlich nachgeschaut. Ich habe immer noch Zweifel und frage, ob sie mir eine kolorierte Deutschlandkarte verkaufen könne, damit ich sie gegebenenfalls in den Zügen bei der Kontrolle vorzeigen könne. Zwei Euro verlangt ihre Stimme, fügt jedoch sofort hinzu, dass die Karten momentan nicht vorrätig seien. Also keine Karte. Bleibt nur, ihrer Auskunft zu vertrauen.

Am nächsten Tag beginnt die Odyssee bereits beim zweiten Zug. Der Zug ist auf dem Weg nach H., jedoch spielen dort Kinder auf den Gleisen, weshalb er eine halbe Stunde in N. stehen bleibt. Danach spielen die Kinder immer noch auf den Gleisen, weshalb der Zug außerplanmäßig in N. endet. Die Bahn bittet um unser Verständnis – wahrscheinlich, weil es ihr nicht gelingt, innerhalb einer halben Stunde einige spielende Kinder von den Gleisen zu be-

kommen. Es gibt wenig Perfideres, als um Verständnis zu bitten und keinerlei Widerspruchsmöglichkeit zuzulassen. Wo um Himmels

Willen liegt N. überhaupt? Man schickt uns zu einer viel zu kurzen S-

Bahn. Ich stehe zwischen viel zu vielen Personen vor einer defekten Toilette, die neben dem ohnehin existierenden Sauerstoffmangel durch ihren spezifischen Geruch zu einer gewissen Vernebelung aller Sinne führt. Die eingequetschten Menschen um mich herum murren, einige solidarisieren sich lautstark mit den bald streikenden Lokführern, andere diskutieren über die Privatisierung der Bahn. Ankunft in H.. Von spielenden Kindern keine Spur, dafür allerhand nach Luft schnappende Erwachsene. Mein Anschlusszug ist längst fort, anscheinend haben die Kinder nur auf unserem Gleis gespielt.

Ich dränge mich durch die Massen zum Service-Point und frage nach Regionalverbindungen. Es stellt sich heraus, dass meine Verbindung die letzte heute war, es bleibt mir nichts anderes übrig, als auf schnellere Züge umzusteigen, wenn ich heute noch ankommen möchte. Ich werfe einen Blick auf die Zugtafel und sehe einen IC, der erstaunlich schnell in die nächste Stadt fährt, in die ich muss. Auf diese Weise würde ich meine ursprüngliche Regionalzug-Verbindung noch erreichen. Ich schildere dem Schalterbeamten meine Erkenntnis. Er belehrt mich, dass die Benutzung eines IC nur bei zugebundenen RE-Fahrkarten möglich sei. Und Behindertenausweise... also ich müsse verstehen... würden eben immer gelten und seien damit nicht zugebunden. Ich versichere ihm, dass ich dies theoretisch schon verstünde, dass es mir aber nicht einleuchte. Ich steige also dennoch in den IC ein und diskutiere die Angelegenheit mit dem dortigen Zugbegleiter. Dieser schaut mich an, als würde ich absolut Unzumutbares von ihm verlangen, macht dann aber doch eine Ausnahme. Nach einer Hetzjagd durch den nächsten Bahnhof bekomme ich doch noch meinen Anschlusszug, womit ich wieder auf meiner ursprünglichen Verbindung bin.

In dem nächsten Zug will ich gerade aufatmen und krame in meiner Tasche, weil ich Zeit sehe, um etwas trinken zu können, als ein Fahrkartenkontrolleur vorbeikommt. Neben dem Trinken befördere ich also auch meinen Behindertenausweis aus

dem Rucksack und halte ihm die gültige Wertmarke hin. Dass er nicht weitergeht, veranlasst mich zu einem Blick in sein Gesicht und dieses wiederum veranlasst mich zu Besorgnis. Er schaut meinen Behindertenausweis an, als ob hier kein Verbundgebiet sei. Ich zeige ihm auch die eine Fahrkarte, die die Dame am Schalter mir für die Zwischenstrecke verkauft hat, aber der Kontrollleur

schüttelt den Kopf und belehrt mich, dass dies ein späterer Streckenabschnitt sei. Aber auch auf dieser Strecke gäbe es eine kurze verbundfreie Strecke, die wir jedoch soeben hinter uns gelassen hätten.

nicht mehr möglich, in Regionalzügen Fahrkarten zu verkaufen. Dies sei sehr ärgerlich und er sei damit auch nicht einverstanden. Ich zuckte die Schultern: Na, dann könne ich leider keine Fahrkarte kaufen, wir seien ja ohnehin schon an dem betreffenden Streckenabschnitt vorbei. Ich widme mich wieder meiner Wasserflasche, aber der Kontrolleur weicht nicht von meiner Seite. Ihm bliebe leider nichts anderes übrig, nuschelt er schüchtern, als nun 40 Euro von mir zu verlangen. Ich hätte leider keine gültige Fahrkarte bei mir geführt und deshalb müsse ich nun das erhöhte Entgelt zahlen. Wie bitte? Ich schildere erneut, dass ich alles in meiner Macht Stehende getan habe, um heraus zu bekommen, für welche Strecken ich eine Fahrkarte brauchte. Er findet es in meinem besonderen Fall selbst nicht angemessen, nur leider, leider, ich solle ihm glauben, dass er dies wirklich bedauert, bliebe ihm gar nichts anderes übrig. Ich atme tief ein, um nicht laut doch zu sagen, um nicht schreiend festzustellen, dass eine solche Situation wohl nur in Deutschland möglich sei, in einem Land, wo noch jeder Fahrkartenkontrolleur sich penibel an die Anordnungen hält, selbst wenn das Zugabteil leer ist und der Streckenabschnitt längst vorbei. Er macht schließlich einen Vorschlag zur Güte, ich solle nicht gleich im Zug bezahlen, sondern die Rechnung mitnehmen und dann bei der Bahn Widerspruch einlegen. Vielleicht, vielleicht, vielleicht hätte ich Glück und die Bahn würde mir die Forderung erlassen, da ja genau genommen sie selbst für diese Situation verantwortlich sei. Ich nicke energisch. Nur beweisen müsste ich es auch noch können. Widerspruch gegen den Zahlungsbescheid soll man telefonisch oder per Fax einreichen. Die Telefonnummer beginnt mit 018. Sie kostet pro Minute viele Cent.

Ein Wunder, dass es noch Behinderte gibt, die noch mit ihrem Ausweis Bahn fahren und die ihnen zustehenden Privilegien damit einfordern. Diese wiederum werden wohl spätestens mit der Bahnprivatisierung auch ein Ende haben. Schließlich sind Behindertenausweise (wie Behinderte generell) alles andere als rentabel. ■



ten. Ich er- kundige mich nach dem Fahrpreis und er schätzt ihn auf zwei Euro. Hierüber sei ich im Reisezentrum nicht informiert worden. Ob er mir die fehlende Karte vielleicht ohne Aufpreis verkaufen könne, da ich ja ohne mein Verschulden in diese Situation gekommen sei. Nun schaut er zu meiner Verwunderung noch ein bisschen gequält und sagt schließlich, dass er das wirklich sehr gerne tun würde. Ich höre bereits das Aber. Leider, so der Kontrolleur, sei es ihnen seit Juli dieses Jahres

Literaturempfehlung

Helen Kellers Hände

Die Lebensgeschichte einer behinderten Frau im ausgehenden 19. Jahrhundert

Lena Anders

blind und gehörlos. Sie empfindet die Dunkelheit und Stille als quälend und schrecklich. Wegen ihrer zunehmenden Verzweiflung und damit einhergehenden Wutausbrüchen erhält sie im Alter von sieben Jahren Privatunterricht und lernt nicht nur schreiben und lesen, sondern nach drei Jahren auch sprechen. Schließlich besucht sie das College und legt als erste Behinderte und eine der ersten Frauen überhaupt ihren Abschluss mit summa cum laude an der Harvard-Universität ab.

Helen Keller
Mein Weg aus dem Dunkel



Blind und gehörlos – das Leben einer mutigen Frau, die ihre Behinderung besiegte

SCHERZ

Ihr Buch beschreibt in sehr dichter Sprache die ersten Jahre ihres Lebens und endet mit dem Abschluss des Colleges. Anschließend an diese Schilderungen folgen ausgewählte Briefe und ein Bericht der Lehrerin, der die Entwicklung Helen Kellers sehr plastisch und liebevoll nachzeichnet und somit eine perfekte Ergänzung darstellt. Mittels Buchstabieren in die Handfläche öffnete ihr Anne Sullivan das „Tor zur Welt“ und „befreite ihren Geist“. Sie wurde von ihrer Lehrerin nicht nur unterrichtet und erzogen, sondern auch über 50 Jahre lang begleitet und unterstützt. Helen Keller setzte sich ihr ganzes Leben für die Behindertenbewegung und die Suffragettenbewegung ein.

Das Buch berichtet nicht nur davon, wie sie lernt, mit ihrer Behinderung umzugehen, und zudem für ihre Zeit ungewöhnlich viel erreicht, sondern vor allem auch von einer mutigen und selbstbewussten Frau, die es nicht nur geschafft hat, ihre damalige Umgebung von sich zu überzeugen, sondern der es bis heute gelingt, den Leser mit ihren Schilderungen zu erstaunen. Der Untertitel besagt, es sei die Geschichte einer Frau die ihre Behinderung besiegte. Das ist irreführend und pathetisch. Das Buch zeigt nicht den Sieg über die Behinderung, es zeigt das ungewöhnlich intensive Leben mit einer Behinderung. Man legt es nicht aus der Hand, bis man die letzte Seite gelesen hat und mag dann nicht glauben, dass es wirklich schon die letzte Seite war. ■

Helen Keller: „Mein Weg aus dem Dunkel – Blind und gehörlos – Das Leben einer mutigen Frau, die ihre Behinderung besiegte“, 1994. Leider ist das Buch nur noch über Antiquariate zu beziehen.

Du und ich ergeben nicht immer wir

Behinderte und die Linke: Gemeinsam kämpfen - getrennt demonstrieren?

Jan Plöger

Vor einiger Zeit fand eine Demonstration statt, deren Ziel der Protest gegen die rechtsextreme Infrastruktur im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg war. Sie stand unter dem Motto „Get together, fight together“. Doch nach etwa einem Kilometer war für mich der gemeinsame Kampf beendet. Bei der allgemein erreichten Geschwindigkeit konnte ich nicht mithalten. Mittlerweile hatten mich die ersten Polizeifahrzeuge überholt, die hinter jeder Demonstration herfahren. Da ich es albern fand, in den Abgasen der Wannen weiterzulaufen und von der Demo nichts mehr mitbekam, entschied ich mich, die nächste Straßenbahnhaltestelle aufzusuchen und mich auf den Heimweg zu begeben. Naja, wenigstens bestand nicht die Gefahr, über den Haufen gerannt zu werden. Denn das ist oft genug der Fall, wenn von 3 bis 1 runtergezählt wird und plötzlich die gesamte Demo losläuft. Sollte ich mich da einmal nicht rechtzeitig retten können... Nicht nur, dass ich diese Situationen regelmäßig als äußerst bedrohlich empfinde. Die Frage ist doch auch, was mit diesem Verhalten ausgedrückt werden soll und wozu es dient. Der Vergewisserung der eigenen Fitness ungeachtet all der Personen, die nicht

mitmachen können oder wollen? Schließlich bin ich mir durchaus im Klaren darüber, dass die ausgrenzende Wirkung nicht nur mich trifft.

Leider bemühen Linke immer wieder behindertenfeindliche Ressentiments. Meist kommen diese eher als symbolische Gewalt daher. Berühmterberichtigt sind in diesem Zusammenhang die Warnungen von Atomkraftgegnern geworden, die das Schreckensszenario von behinderten Neugeborenen heraufbeschwören.

Solidarität mit Schäuble

Auch heute noch werden behindertenfeindliche Vorurteile bedient, um die eigene Position zu untermauern. So kam der Redner der Hedonistischen Internationale auf der Demonstration „Freiheit statt Angst“ am 22.09.07 in Berlin nicht umhin, Innenminister Schäuble als „rollenden Verfassungsfeind“ zu bezeichnen, der nur dadurch zu stoppen sei, indem man einen Stock in die Speichen seines Rollstuhls halte. Was die Pläne Schäubles, die tatsächlich weit überzogen sind und jeder rechtsstaatlichen Idee widersprechen, mit seiner Art der Fortbewegung zu tun haben, erklärte der hedonis-

tische Internationalist nicht. Aus der Schar der Demonstranten, von FDP über Bündnis 90/Grüne bis hin zu autonomen linksradikalen Schwarzkutten, war kein Widerspruch zu vernehmen. Mich beschlich einmal mehr das Gefühl, auf dieser Veranstaltung unerwünscht zu sein und ich verspürte eine selten erlebte Nähe zum Innenminister. Um ein Haar hätte ich zur Solidarität mit ihm aufgerufen.

Kommt zusammen, Leute, lernt euch kennen

Wenn Behinderte in linken Zusammenhängen Thema sind, dann in der Position der Opfer. Als ernstzunehmende gleichberechtigte Partner im Kampf gegen die Schlechtigkeiten dieser Welt aber scheinen sie für das Gros der Linken keine Rolle zu spielen. Die Ursache dafür liegt wohl darin begründet, dass Linke nun einmal nicht von einem anderen Stern auf die Erde gekommen, sondern selbst Produkte dieser Gesellschaft sind. Die in dieser Gesellschaft bestehenden Ängste vor Behinderung spiegeln sich auch im Verhalten von Linken wieder. Für den Abbau dieser Ängste wäre es nötig, dass Behinderte und sich als links verstehende Menschen häufiger zusammentreffen. Das jedoch scheidet häufig schon an den baulichen Barrieren vieler Szenetreffpunkte.

Wohngemeinschaft Hartroda

Vor 30 Jahren gründete sich in Ostthüringen eine Landkommune, in der Behinderte und Nichtbehinderte eine Alternative zur sozialistischen Ödnis suchten

Matthias Vernaldi

Das Ganze ist jetzt 30 Jahre her. Ich war 19 und hatte keine Chance. Meine Muskelkrankheit hatte es nie erlaubt, dass ich laufen lernte und mich selbstständig bewegte. Ich war also immer auf die Hilfe anderer angewiesen, wenn ich mich umziehen, ein Bad nehmen oder mir etwas zu essen kochen wollte. Für Leute wie mich gab es in der ohnehin schon alternativenarmen Gesellschaft der DDR nur zwei Möglichkeiten: Ein Leben bei Verwandten oder eines im Alterspflegeheim.

Wir wollten weder von Mutti betuttelt werden, noch den Rest unserer Zeit sehnsüchtig den Stationsflur hinuntersehen. Wir – das waren außer mir: Affe, Hugo, Kartoffel und Maikel. Ein paar Jahre zuvor waren wir Schüler des Marienstiftes in Arnstadt gewesen. Außerdem gehörte Peter dazu, unser Pfleger,

nur wenige Jahre älter als wir – und später dann Michael. Es gab unter den Mitarbeitern des Stiftes eine Menge Leute wie Peter – Leute, die ein Leben jenseits der üblichen Vorgaben und Normen führen wollten, Leute mit langen Haaren, Jeans und Jesuslatschen. Mit ihnen kamen die Gedanken der 68er und Vorstellungen von neuen Formen des Zusammenlebens in unsere unreifen Hirne. Wir stellten uns irgend so eine Mischung aus Kommune und christlicher Bruderschaft vor. Die Nichtbehinderten sollten den Behinderten die Hilfen geben, die diese brauchten. Dafür mussten sie nicht in der VEB-Knochenmühle schuften und ihr Leben im stupiden Rhythmus von acht Stunden Arbeit, acht Stunden Freizeit und acht Stunden Schlaf vertun. Vor allem mussten sie nicht wie die meisten, die keiner geregelten Arbeit nachgingen, befürchten, wegen Asozialität und krimineller Gefährdung in den Knast zu kommen. Sie hatten ja mit uns Behinderten ein prima Argument für ihren Ausstieg aus den sozialistischen Abläufen. Die Renten und Pflegegelder der Behinderten sollten zusammengelegt werden, damit alle davon ihr Leben bestreiten konnten.

Eine seltsam verquere weltfremde Idee von ein paar Spätpubertären. Aber unsere Lage war so aussichtslos, dass wir uns nicht leisten konnten, ihr nicht nachzugehen. Und das Glück war auf unserer Seite. Eine Freundin war in der Lage, uns zehntausend Mark für den Erwerb eines Grundstücks zu schenken. Für ein Eigenheim hätten wir damals schon das Zehnfache hinblättern müssen. Aber so eine Spießerbude wollten wir ja gar nicht. Für Zehntausend hatten wir Aussicht auf einen Vierseithof mit ausreichend Wohnraum, Bengelgass und einem Hektar Garten im Altenberg Land. Die evangelisch-lutherische Landeskirche Thüringens bot uns den Pfarrhof von Hartroda an – zerfallen und im Schatten der Uranhalde der Wismut gelegen. Nicht gerade ein heimeliger Ort, aber mit Potential, der unsere zu werden. Aus dem Kauf

ist bis heute nichts geworden. Zunächst wohnten wir bei der Kirche zur Miete. Nach der Wende entstand der Verein „Wohngemeinschaft Hartroda e.V.“, der das Grundstück in Pacht nahm.

Auch in der DDR hatten im dritten Jahrzehnt ihres Bestehens Wohlstand und Komfort längst geffriert. Hartroda hatte davon allerdings noch nichts abbekommen. Es gab im gesamten Ort keine befestigte Straße, öffentliche Wasserversorgung, Verkaufs- oder Poststelle. Die achtzigjährigen Fenster hingen undicht in den Öffnungen und bei Westwind okkupierte das Plumpsklo das ganze Haus. Wir zogen mit ein paar Matratzen und Stühlen, einer Kochplatte und einem Tonbandgerät in die Ruine und waren glücklich. Der nächste Bahnhof lag acht Kilometer entfernt.

Mit dem Rollstuhl brauchten wir zwei Stunden bis zum Zug. Das Geld taten wir in guter urchristlich-kommunistischer Manier in einen Topf und lebten alle daraus. Es gab meis-

der auf den Ärschen der anderen, während die ollen sackigen Dinger bei mir hängen blieben.

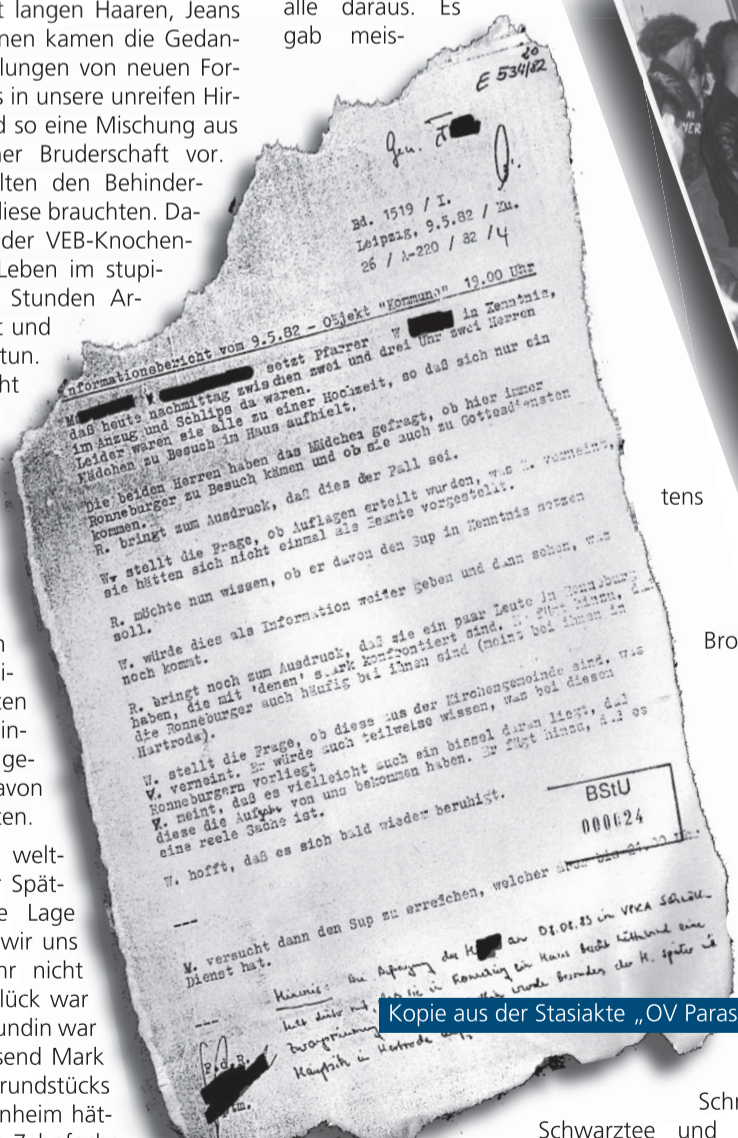
Die Idee, dass Behinderte die Hilfen bekamen, die sie für ein Leben nach eigenen Maßgaben brauchten, bestimmte zwar unseren Alltag, trat aber in den Hintergrund angesichts der vielen anderen Ideen, die sehr schnell bei uns andockten: Pazifismus, Bürgerrechte,

Verwerfungen hatten und nicht in die allgemeinen Anforderungen passten. In der Gruppe hofften sie Freiräume zu finden. Kreativität und Lebenslust, Verwirklichung und Selbstfindung standen ganz oben. Im Alltag aber musste gewischt und gekehrt werden, geheizt und gekocht, gehoben und getragen. Schafe mussten geschoren werden und Kartoffeln eingekellert. Der antiautoritäre, anarchische Ansatz hatte zur Folge, dass verantwortungsvolle Leute mit Arbeit überhäuft waren, während andere fernsahen und Bier tranken. Und es gab Dinge, die nicht erledigt wurden. Unsere Bude sah meist chaotisch und dreckig aus. Im Garten wucherte das Unkraut. Das Obst hatte nur noch minderwertige Qualität, weil der Baumschnitt immer wieder verpasst wurde. Unsere Wirklichkeit hatte mit unserem Konzept oft genug wenig zu tun.

Trotzdem scheiterte die Wohngemeinschaft auch nicht an den inneren Spannungen. Wir Behinderten konnten es uns nicht leisten, das Projekt enden zu lassen. Unsere Existenz hing daran. In den späten 80ern und frühen 90ern waren wir weniger eine Gruppe mit gemeinsamen Zielen als Einzelpersonen, die gemeinsam wirtschafteten und sich gegenseitig Hilfeleistungen nach Absprachen erbrachten. Das war wesentlich praktikabler, als die Welt zu retten und dabei auch noch unter Gruppenzwang zu stehen. Mit dem Zusammenbruch der DDR endete für die Wohngemeinschaft die ständige Bedrohung, durch Polizeieinsätze oder Inhaftierungen aufgelöst zu werden. Und es endete die Notwendigkeit einer solchen sozialen Symbiose von Leuten, die auf Hilfen im Alltag angewiesen sind, und welchen, die anderweitig nicht in die Norm passen. Ich ging 1994 nach Berlin. Ich wusste, dass hier die Bedingungen für mich viel günstiger waren. Bei „ambulante dienste e.V.“ konnte ich mir die Leute, die meine Hilfen erbrachten, selbst aussuchen. Sie bekamen eine Anstellung und wurden für ihre Arbeit entlohnt. So war ich erstmals nicht mehr darauf angewiesen, darauf zu achten, inwieweit meine Vorhaben mit den Vorhaben meiner Helfer kompatibel sind. Es war nicht mehr ihr guter Wille, der mich ein halbwegs selbstbestimmtes Leben führen ließ. Sie bekamen jetzt Geld dafür. Ich konnte sagen, was ich tun wollte, und sie taten es. Der Kommune war nun zum Assistenzflüchtling geworden, der am Kapitalismus partizipiert. Es geht mir nach wie vor gut damit.

Die Wohngemeinschaft Hartroda war Ende der 90er Jahre zu einer Gruppe geworden, wie es viele gibt: Leute, die sich mit klaren Absprachen zusammen finden, um ein alternativ orientiertes Leben auf dem Land zu führen. Als solche besteht sie noch heute. Leute, die einen hohen körperlichen Unterstützungsbedarf haben, wohnen zurzeit nicht dort.

Alle Fotos aus Hartroda: Monika Schulze-Fieguth www.schulze-fieguth.meinatelier.de



Kopie aus der Stasiakte „OV Parasit“

tens
Brot,

Schmalz, Schwarztee und Karo, die filterlose Gauloises des Ostens. Es gab selten Kaffee, Fleisch, Käse oder Schokolade – sehr selten. Doch wir legten auch keinen Wert darauf, so vollgefrissen zu sein wie die anderen Bürger. Wir hatten zu Beginn keinen Fernsehapparat und kein Auto. Sogar unsere Bibliotheken und Plattensammlungen legten wir zusammen. Es gab nicht einmal ein festdefiniertes Eigentum an Wäsche. Jedenfalls sah ich meine tollen farbigen Unterhosen immer wie-

Ökologie, Anarchie... Hartroda war zur exotischen Insel im grauen Meer der sozialistischen Realität geworden. Es gab Feste, zu denen mehr als hundert Gäste kamen, Theateraufführungen, Lesungen, Ausstellungen. Bands spielten und Seminare wurden veranstaltet. Kaum jemand sah normal aus – und das lag in den seltensten Fällen an einer Behinderung. Die Tatsache, dass man uns behördlicherseits mit der Kirche in Verbindung brachte und sich die Kirche in der Pflicht sah, uns zu schützen, aber auch die starke Verunsicherung gegenüber unserer Behinderung lösten bei den Behörden Behinderungen aus. Obwohl es von Staat und Kirche immer wieder Bestrebungen gab, die Wohngemeinschaft zu unterbinden, ist das doch nie erfolgt. Die nichtbehinderten WG-Mitglieder waren nicht unbedingt alternative Idealisten. Sie kamen zu uns, weil sie selbst irgendwie sperrig waren,

We're here to rock some assumptions

Disability Politics und Disability

Studies in Kanada

Carola Pohlen

In Toronto, wo ich vor kurzem zwei Auslandssemester verbrachte, lernte ich Loree kennen. Sie arbeitet schon lange Zeit politisch und theoretisch zu Behinderung. Auf meine Frage nach dem Grund antwortet sie: „You don't really have a choice. You're gonna have to deal with it in one way or another, it's gonna affect you somehow at some point in your life.“

Wenn es stimmt, dass niemand die Wahl hat, sondern Behinderung immer und überall da ist, liegt es nah zu fragen, was Behinderung eigentlich ist. Was sind die Annahmen über Behinderung, die es kaputtzumachen gilt? Was passiert politisch

und institutionell? Wie ist das historisch entstanden? Was sind die wichtigen Kämpfe? Alle diese Fragen stehen im Zusammenhang mit den Körpern einzelner Menschen und den Möglichkeiten, die sich für sie öffnen oder schließen. Die Welt ist nicht gebaut für Körper, die unterschiedlich funktionieren, sondern für weitgehend als normal erachtete. Genau so funktionieren auch Sprache und Denken: Alles, was ich hier schreibe, formuliere ich mit einer Sprache, in der Behinderung eine bestimmte Bedeutung hat. Und wer meinen Text liest, hat auch eine Vorstellung davon, was Behinderung ist, oder nicht ist. Ist es etwas, was jede_r gerne hätte? Oder ist es eher unerwünscht und ein zu überwindendes Leid? Ok, aber gut, wer liest denn hier eigentlich meinen Artikel? Behinderte? Nichtbehinderte? Sind Nichtbehinderte nicht sowieso eigentlich eher Späterbehinderte? Schließlich werden wir alle früher oder später behindert, sollten wir lange genug leben. Die Disability Studies bieten vielleicht ein paar Fragen und Gedanken für die politische Praxis.

Die akademische Beschäftigung mit Behinderung in Nordamerika ist nicht neu, ändert sich aber beständig und im Zusammenhang mit politischen Kämpfen. Zunächst wurde Behinderung lange im medizinischen Kontext als individueller Mangel konzeptioniert. Wenn eine Person in Rollstuhl nicht in ein Haus kommt, das viele Treppen hat, dann liegt das eben daran, dass diese Person keine funktionierenden Beine habe, hätten Vertreter_innen dieses Modells argumentiert. Als Kritik daran entstand in den 70er Jahren das *social model of disability*. Es besagt, dass die Behinderung nicht in den Beinen liegt, sondern in den Treppen. Die Körper Einzelner sind hier im Zusammenhang mit ihrer sozialen und materiellen Umwelt zu verstehen und nur in diesem Zusammenhang stellen sie sich als problematisch dar. Das bedeutet für die *social model* Freund_innen, dass sich diese Umwelt ändern muss und in diesem – natürlich guten - Projekt wird schon mal vergessen, von wem das überhaupt gefordert wird. Dem Staat? Gutmeinenden Organisationen? Gab es an denen nicht auch mal Kritik? Na gut, es gibt also noch Kritik an der Kritik und die geht noch ein bisschen weiter: Zurück zu meinem Beispiel. Eine Person im Rollstuhl kommt nicht in ein Haus und Schuld ist die Treppe. Kritiker_innen des *social model* betonen jetzt, dass ja immer noch angenommen würde, es gebe sowas wie unveränderliche, biologische, körperliche „Fakten“, die Grundlage für Erfahrung und Selbstwahrnehmung seien. Natürlich geht es nicht darum zu behaupten, der Rollstuhl sei überflüssig und die Person könne in Wirklichkeit laufen. Es ist eher eine Verschiebung in der Frageperspektive. Leute in den Disability Studies heute beschäftigen sich oft damit zu untersuchen, wie es überhaupt erst dazu kommt, dass bestimmte Körper als behindert wahrgenommen und erlebt werden und andere nicht. Sie fragen, wie Normalität hergestellt wird, denn nichts ist einfach so und von Natur aus normal.

Dass Disability Studies hauptsächlich an Universitäten stattfinden, die viele Menschen von vornherein von ihren Diskussionen ausschließen (hohe Studiengebühren sind nur einer der Gründe), ist natürlich ärgerlich. Es liegen hier aber auch Möglichkeiten: So kann in den Disability Studies entstandenes Wissen hilfreich sein und eine kritische Perspektive ermöglichen. Wir können lernen, darüber nachzudenken, wie verschiedene Körper unterschiedlich erlebt werden und was das zu tun hat mit der Welt, in der wir leben. Es ist kein Zufall, welche Körper als behindert erscheinen und welche nicht, und beide Kategorien brauchen einander, damit sie Sinn machen. Und gleichzeitig machen sie doch auch irgendwie nicht so richtig Sinn, denn schließlich gibt es ja niemanden, der niemals behindert wäre.

So wichtig es ist, für die politische Gleichberechtigung Behinderter und Barrierefreiheit zu kämpfen, ich würde sagen: Es lohnt sich, noch weiter zu denken. Auch wenn es zwischen durch einen Gedankenwust produziert. Ich glaube, es macht Sinn ein paar Fragen zu stellen, auch wenn wir die Antworten nicht sofort wissen: Was denken wir, was Behinderung ist? Was weiß die Welt um uns herum über Behinderung? Und warum ist das gerade so? Wie existiert welches Konzept von Behinderung in welchem Kontext? Sowohl theoretisch als auch alltagspraktisch kann Behinderung hervorheben, wie Normalität funktioniert. Behinderung ist gerade nicht das, was am besten nicht da wäre.



Unklar: Auf welcher Ebene liegt das Problem? Beim Rollstuhl, bei der Treppe? Klar: M.C. Escher baut nicht barrierefrei.

Dem Anderssein einen Raum geben

Von Mitzi Waltz, Übersetzung aus dem Englisch: Rebecca Maskos

Ein Mann mit psychischen Schwierigkeiten hat sich einem Projekt anarchistischer Aktivisten angeschlossen. Das kostet ihn viel Zeit und Energie. Es fällt ihm manchmal schwer, sein Verhalten zu kontrollieren. Einige der jungen Frauen finden seine oft aggressive Sprache und sein Verhalten bedrohlich und wollen ihn ausschließen. Andere stören sich an seiner mangelnden Körperpflege. Niemand begreift, dass der Mann einfach auch soziale Unterstützung sucht. Und kaum einer erkennt die Unsicherheit, die psychische Krankheit hervorruft auch bei Leuten, die sich als aufgeschlossen verstehen gegenüber der menschlichen Vielfalt.

Als Mutter eines autistischen Kindes habe ich dieses Problem auch selbst schon gehabt. Als mein Partner und ich Hilfe am nötigsten hatten, konnten wir nicht auf unser anarchistisches Umfeld zählen. Als wir es nicht selbst schaffen konnten, mussten wir uns an Schulen und an das Gesundheitssystem wenden - an Staat und Wirtschaft also.

Von uns wird verlangt, Kompromisse mit Systemen zu schließen, die oft willkürlich und einengend sind. So haben wir Selbsthilfgruppen und Interessenvertretungen gegründet, doch auch diese verwandelten sich immer mehr in Lobbygruppen.

Nicht allein der moderne Kapitalismus ist daran schuld. Ich kenne keine auf-

geklärte Praxis einer früheren Zeit, zu der wir zurückkehren könnten, und auch kein Musterbeispiel heutiger Gemeinschaften, die es besser machten. Die Realität des behinderten Lebens vor der Existenz staatlicher Hilfe und Wohlfahrtspflege reichte von Mord bis zur Verbannung in kirchliche Institutionen.

Die Idee eines anderen Zugangs

Um sich einen antiautoritären Zugang zum Thema zu schaffen, ist es hilfreich, sich das Konzept von Behinderung des sozialen Modells anzuschauen. Es besagt, dass Behinderung ein soziales Produkt ist.

Menschen sind unendlich verschieden und verändern sich unweget durch Erfahrungen, Unfälle, Alter und so weiter. Diese vielfältigen Fähigkeiten sind normal, keine herauszuschneidenden Abnormitäten. Was aus bloßen Unterschieden Behinderungen macht, sind die Barrieren, die Leute mit bestimmten Unterschieden an der Teilnahme hindern. Dies sind Prozesse von Diskriminierung und Unterdrückung, dies ist Behindertwerden. Es ist kein persönliches oder familiäres Problem.

Und wenn Behinderung ein soziales Produkt ist, sollte es auch ein soziales Problem sein. Weder eine Staatsangelegenheit, noch die bloße Verantwortung von Familien, Partnern und Freunden.

In einer anarchistischen Gesellschaft könnten Gemeinschaftsorganisationen Hilfen bieten. Da können wir eine

Menge lernen von feministischen und radikalen Kollektiven der Gesundheitsfürsorge.

Qualitativ hohe medizinische Versorgung und Innovation ist so schon schwerer denkbar. Gehirnchirurgie, komplexe orthopädische Operationen und die Pharmaforschung brauchen eine Menge Ressourcen, vom sterilen OP-Raum bis zu vielen Jahren des Studiums und der Praxiserfahrung. Zu verhindern, dass hier aus Expertise kein Macht- und Elitenprodukt wird, ist eine echte Herausforderung.

Es gibt also bereits Praktiken, die in ein nicht-hierarchisches Muster passen. Eine ist die Selbsthilfebewegung. Ein vielversprechender anderer Zugang heißt Circle of Support (Kreis der Unterstützung). Das sind Gruppen, die sich freiwillig einer behinderten Person zur Verfügung stellen. Diese Verantwortung kann für einen bestimmten Zeitraum übernommen werden oder für ein ganzes Leben. Der behinderte Mensch ist im Fokus eines Kreises, und alle Mitglieder schließen die Person in ihre sozialen Aktivitäten ein und arbeiten an der Überwindung von Barrieren.

Die Kreise handeln als Freunde; ein Verhältnis mit weniger Machtgefälle als es bei Profes-

sionellen oder Familienmitgliedern der Fall ist.

Anarchie ist eine Gesellschaftsform, in der Herrschaft und Gewalt abgeschafft sind. Klingt utopisch? Ist es auch! Trotzdem gab es in den vergangenen zwei Jahrhunderten eine große Bewegung von Anarchisten, die diesen Zustand erreichen wollten. Mit dem Staat hatten sie nichts am Hut. Auch Demokratie war ihnen suspekt. Es gab bereits anarchistische Gemeinschaften, zum Beispiel in anarchistisch verwalteten Gebieten in Nordspanien während des Bürgerkrieges in den 1930er Jahren. Trotzdem waren die Anarchisten bisher nicht wirklich erfolgreich. Und doch gibt es sie immer noch. Viele von ihnen sind in kleinen politischen Gruppen aktiv, in besetzten Häusern oder als "ganz normale" Bürger.

Mitzi Waltz ist eine kanadische Wissenschaftlerin, die sich selbst als Anarchistin versteht.

Die Frage, ob wir Auszüge aus einem ihrer Texte im „mondkalb“ bringen, hat in der Redaktion für Diskussion gesorgt. Einige empfanden vor allem die Idee der Circle of Support fragwürdig. Sicher ist es eine Möglichkeit, besonders Menschen mit Lernbehinderungen aus Heimstrukturen zu lösen und ihnen einen integrierteren Alltag zu bieten. Trotzdem befürchten wir, dass dadurch wieder einseitige Abhängigkeiten geschaffen werden. Die zukunftsweisende Konstellation bzw. den besten Kompromiss mit den Verhältnissen sehen wir im Prinzip der Persönlichen Assistenz. Die Anstellung durch den Unterstützungsbedürftigen, sein Chefsein im Verhältnis Assistenznehmer-Assistent gewichtet die Abhängigkeit halbwegs gleich auf beiden Seiten: Der eine braucht die Kohle, der andere jemanden, der ihn auf's Klo setzt. Wären wir hierbei auf den guten Willen der Freunde angewiesen, hätte das mit einem selbstbestimmten Leben nicht mehr viel zu tun.

Die Kreise handeln als Freunde; ein Verhältnis mit weniger Machtgefälle als es bei Profes-

Die Frage, ob wir Auszüge aus einem ihrer Texte im „mondkalb“ bringen, hat in der Redaktion für Diskussion gesorgt. Einige empfanden vor allem die Idee der Circle of Support fragwürdig. Sicher ist es eine Möglichkeit, besonders Menschen mit Lernbehinderungen aus Heimstrukturen zu lösen und ihnen einen integrierteren Alltag zu bieten. Trotzdem befürchten wir, dass dadurch wieder einseitige Abhängigkeiten geschaffen werden. Die zukunftsweisende Konstellation bzw. den besten Kompromiss mit den Verhältnissen sehen wir im Prinzip der Persönlichen Assistenz. Die Anstellung durch den Unterstützungsbedürftigen, sein Chefsein im Verhältnis Assistenznehmer-Assistent gewichtet die Abhängigkeit halbwegs gleich auf beiden Seiten: Der eine braucht die Kohle, der andere jemanden, der ihn auf's Klo setzt. Wären wir hierbei auf den guten Willen der Freunde angewiesen, hätte das mit einem selbstbestimmten Leben nicht mehr viel zu tun.

Von der bloßen Sicht auf Behinderung zur Unterstützung behinderter Menschen

Weil behinderte Menschen so ausgesondert sind aus der Mainstream-Gesellschaft, ist es einfach, sie zu ignorieren, es sei denn, Behinderung betrifft unser eigenes Leben. Natürlich wird es das irgendwann sowieso betreffen die meisten Leser dieses Artikels werden alt werden, ernsthafte Krankheiten erleben oder einen Unfall erleiden.

In der westlichen Welt verstecken wir Behinderung in Sonderschulen, Krankenhäusern und Pflegeheimen. Im Rest der Welt wird behindertes Leben oftmals zuhause versteckt, oder es endet mit einem frühen Tod. Diese Umstände verhindern einen direkten, persönlichen Kontakt und führen dazu, dass Behinderung abstrakt gesehen wird. Wir konfrontieren uns nur selten mit unserer eigenen Komplizenschaft bei der sozialen Ausgrenzung Behinderter.

Lebenswert

Harriet McBryde Johnson
Aus dem Englischen übersetzt von Swantje Köbsell

Erlauben Sie mir, mich vorzustellen. Ich bin Ihr Albtraum. Nervös fragen Sie jetzt, warum. Ich werde es Ihnen erzählen. Aber vorher müssen Sie noch ein paar Dinge wissen. Ich wohne in einer interessanten kleinen Stadt. Seit 12 Jahren bin ich als Juristin selbstständig. Ich kann sogar Arbeit annehmen, die keine Ergebnisse bringt, aber meine Neugier befriedigt, meine Vision von Gerechtigkeit. Und trotzdem habe ich noch genug Geld.

Sie könnten sagen, dass ich tot besser dran wäre. Als Lokalpolitikerin bekomme ich wunderbaren Klatsch zu hören. Während der Wahlsaison kriege ich meinen Anteil an Krabben-Kräckern und Barbecues. Ich habe an der East Side Community Parade teilgenommen, direkt hinter den Fahnenträgerinnen, neben dem Iman der örtlichen Nation of Islam. Sie könnten sagen, dass ich keine Lebensqualität habe.

Ich habe in Paris Couscous gegessen und Feijoda in New York. Ich habe in die düstere Quelle der Seelen in Chitzen Itza geblickt und über den Hafen von Havanna. Meine Freunde sind aktivistisch und nachdenklich, spirituell und weltlich. Wenn mir etwas keine Freude bereitet, vermeide ich es im Allgemeinen. Bringt mein Leben Terror in Ihre Seele? Das kann gut sein. Denn da ist noch mehr: Ich kann die meisten Körperteile nicht bewegen. Mein Fleisch ist schockierend verwelkt. Jeden Morgen dreht mich jemand im Bett, schiebt mir die Bettpfanne unter und wischt mich sauber, badet mich, zieht mich an, hebt mich in den Rollstuhl.

Oh ja: Behinderung, Abhängigkeit. Ein Schicksal, schlimmer als der Tod. Werden Sie mich nun voll Grauen anblicken? Bin ich nun ein groteskes Symbol, eine Person, die am Leben erhalten wird, obwohl sie längst tot sein sollte? Ich habe eine dieser neuromuskulären Erkrankungen, über die Jerry Lewis an seinen Spendenmarathons schluchzt (Telethon - alljährlicher Fernsehmarathon, um Geld für die Erforschung der Muskeldystrophie zu sammeln). Sie ist fortschreitend und unheilbar. Ich habe diese „Killerkrankheit“ jetzt seit 43 Jahren. Stellen Sie sich vor, es passiert Ihnen selbst. Was würden Sie tun? Final Exit, das Kochbuch für schnelle und einfache Abgänge kaufen? Der Lobby-Schierling-Gesellschaft für versicherungsfianzierte Beende-es-schnell-Dienste beitreten?

Ganz klar haben Sie keine Ahnung, wie es ist, in einem Körper wie dem meinen, zu

leben. Ich bin da übrigens genauso ahnungslos, was Sie angeht.

Sie denken, dass es erniedrigend ist, sich von jemand Anderem den Hintern abwischen zu lassen. Ich weiß, dass Ihre eine verbreitete Haltung ist. Aber mir erscheint Ihre Abscheu – na ja – neurotisch. Was ist schon dabei? Wenn Sie es nicht selbst tun können, muss es natürlich jemand Anderer tun. Entwürdigte es Ihr Kind, als Sie ihm das seidige Hinterteil schön sauber wischten? Entwürdigte es Sie selbst?

Wenn Sie mir nicht glauben wollen, glauben Sie dem Sonnenkönig, Ludwig XIV. Nobelmänner in Perücken und Silberbrokat, wetteiferten um das Privileg, sich um seine Toilette zu kümmern, obwohl er absolut selbst dazu in der Lage war. Persönliche Assistenz kann Empfindungen bewirken, die nicht im Geringsten unangenehm sind. Wenn Sie Ihre Vorstellung dafür öffnen, werden Sie mich wahrscheinlich um mein Morgenprogramm beneiden.

Aber, sagen Sie, Sie sind ja nicht ich - oder Ludwig XIV. Sie haben üblicherweise keine anderen Menschen in Ihrer Intimsphäre. Und die Details des Lebens sind für Sie immer einfach gewesen. Ihnen fehlt das Organisationstalent, das man für ein Leben wie meines braucht, die logistische Intelligenz. Aber Sie könnten lernen. Sie würden sich arrangieren und erkennen, dass die Dinge sich verändert haben und komplizierter, aber auch interessanter geworden sind. Es braucht etwas Zeit, die Vorurteile Ihres früheren Lebens über Bord zu werfen und die Möglichkeiten zu sehen. Mir hat ein-mal ein Tetraplegiker (Querschnittslähmung unterhalb der Brustwirbel) erzählt, was für eine Art von Person er einmal war. „Der Typ hätte nicht so leben wollen wie ich jetzt lebe. Die Leute sagten, er müsse sich anpassen, aber er wollte sterben. So starb er. Ich bin jetzt jemand anderes. Er hatte kein Recht, Entscheidungen für mich zu treffen“. Nun ist der Tetraplegiker auch tot. Aber er hatte eine gute Zeit. Ich bin froh, dass er diese Verwandlung damals durchgemacht hat, als Selbstmord schwierig war und niemand ihm einen Heliumbehälter kaufte.

Aber, sagen Sie, das ist eine Frage der Wahl. Persönliche Rechte. Die Gesellschaft fördert einige Wahlmöglichkeiten, von anderen rät sie ab – oft in Abhängigkeit von gängigen Vorurteilen.

Was würden Sie sagen, wenn eine frisch Verwitwete ohne ihren Ehemann nicht weiterleben möchte? Wenn eine arme Person an Hoffungslosigkeit zerbricht? Sagen Sie, na los, ich besorge das Rezept? Ich denke nicht. Sie möchten, dass diese verzweifelten Menschen ihren Verlust überwinden, sich wehren. Sie messen ihrem Kampf großen Wert bei.

Sie denken, sie zu unterstützen, ist notwendig. Was ist anders, wenn es sich um jemand von meiner Sorte handelt? Sie antworten, einige Probleme können gelöst, einige Sorgen genommen werden, aber diese Behinderungen und Krankheiten sind unheilbar. Da gibt es keine andere Lösung.

Haben Sie es schon vergessen? Manche von uns leben lange, interessante, unheilbare Leben. Unheilbar zu sein ist gar nicht so schlimm. Ich weiß es. Ich möchte Ihr Hirn von den Dingen säubern, die Sie darüber zu wissen glauben, warum Menschen den Tod wählen. Wenn Sie die Fakten haben, werden Sie sehen, dass es nicht Behinderung ist. Typischerweise sind es nicht mal die Schmerzen, obwohl der fehlende Zugang zu Schmerzmitteln und Palliativpflege ein Teil der Geschichte sein können. Viel öfter ist es die Abhängigkeit von einem Missbraucher. Verlassen werden. Erzählt bekommen, dass man wertlos ist. In einer Institution weggeschlossen sein. Das sind die Dinge, die zu Verzweiflung führen. Diese Notlagen sind nicht unvermeidbar - und wenn sie da sind, nicht unheilbar.

Alles, was man zur Heilung braucht, ist Geld, sinnvoll verwendetes Geld.

Zwei Fälle zur Verdeutlichung: Larry McAfee und Ed Roberts. Zwei Männer, beide vom Hals abwärts gelähmt, künstlich beatmet. Roberts, ein Gründungsvater der Behindertenbewegung, revolutionierte den Dienstleistungsbereich mit unglaublichem Schwung. McAfee, wurde mit Hilfe

der ACLU (American Civil Liberties Union) und der Massenmedien zur Ikone des lebensunwerten Lebens und das Reklamebild für das Recht auf den eigenen Tod. Die gleichen Behinderungen, unterschiedliche Leben. Worin lag der Unterschied? Beim Geld - genauer gesagt: bei der Kontrolle über das Geld. McAfee, abhängig von Georgia Medicaid (Medicaid: staatliche Krankenversicherung für die Ärmsten in den USA), verbrachte Jahre abgeschoben zwischen Krankenhaus und Pflegeheim. An beiden Orten war er ein Gefangener; jeder Augenblick seines Tages, jeder Zentimeter seines Körpers überwacht. Roberts errang das Recht, darüber zu bestimmen, wer sich um seinen Körper kümmerte, und wie. Er entschied selbst, was er mit seiner Zeit anfangen wollte und wurde schließlich aus seinem medizinischen Gefängnis befreit. Schließlich bekam er staatliche Unterstützung, um Menschen zu bezahlen, die ihm in seiner eigenen Wohnung halfen. Nun verlor er den Willen zum Sterben. Schade, dass die Medien dem keine Aufmerksamkeit geschenkt haben.

Persönliche Assistenz in Deutschland

Unter Persönlicher Assistenz versteht man, wenn derjenige, der die Hilfe benötigt, vorgibt, welche Personen die Hilfe erbringen, wie sie erbracht wird, welche Tätigkeiten verrichtet werden, wo und wann die Hilfe erfolgt und wie die Gelder, die dafür zu Verfügung gestellt werden, verwendet werden. So kommen ihm die Personalkompetenz, die Anleitungskompetenz, die Orts-, Zeit- und Finanzkompetenz zu. Damit kann er den Alltag nach seinen Maßgaben strukturieren. Er ist nicht mehr nur in einseitige Abhängigkeitsverhältnisse eingebunden.

SGB IX und XII regeln u.a. die Finanzierung. Ein Großteil von Assistenzleistungen, Eingliederungshilfe und Hilfe zur Pflege, sind als Sozialhilfe definiert, d.h., die öffentliche Hand zahlt nur, wenn der Bedürftige selbst keine Mittel zur Verfügung hat. Vermögen und Einkommen werden also mit herangezogen. Ein Mensch mit einem Bedarf von 24 h täglich müsste mehr als 10.000 € Netto monatlich verdienen, um seine Assistenz selbst bezahlen zu können. Ein weiteres Problem ist die Bedarfserkennung. Oft werden nur pflegerische Verrichtungen bezahlt, nicht aber die Begleitung unterwegs oder die Anwesenheit in der Wohnung, um Hilfen direkt und zeitnah abrufen zu können.

Information, Beratung, Unterstützung bei Arbeitgeberschaft:

ASL e.V., Oranienstr. 189, 10999 Berlin, Tel.: 030-61401400 oder

Berliner Assistenzverein e.V. s.u. ASL Verbund behinderter ArbeitgeberInnen, Westendstr. 93, 80339 München, Tel.: 089-54034680

FORSEA, Hollenbach, Nelkenweg 5, 74673 Muldingen, Tel.: 07938-515

Dienste: ambulante dienste e.V., Urbanstr. 100, 10967 Berlin, Tel. 030-6904870

Lebenswege gGmbH, Gubener Str. 46, 10243 Berlin Tel. 030-4468720

Assistenzgenossenschaft Bremen, Bornstr. 19-22, 2895 Bremen, Tel.: 0421-958540

Hamburger AssistenzGenossensch. eG, Haubachstr. 76, 22765 Hamburg, Tel.: 040-3069790

fab e.V., Kölnische Str. 99, 34119 Kassel, Tel.: 0561-7288535

CeBeeF Frankfurt e.V., Elbinger Str. 2, 60487 Frankfurt a.Main, Tel.: 069-9705220

Wir müssen also keinen Missbrauch ertragen. Wir können unser Leben genießen, wie lang oder kurz es auch sein mag.

Aber, sagen Sie, die Haushaltslage ist angespannt. Wir können es uns nicht leisten, die Kosten für eine gute Lebensqualität zu tragen. Wir bezahlen jetzt Milliarden, um Menschen in medizinischen Gefängnissen einzuschließen.

Das gleiche Geld, umgeleitet in ambulante Dienste, könnte Menschen befreien. In Freiheit streife ich in meinem Rollstuhl alleine durch die Straßen. Ich habe eine bezahlte Assistentin, aber ich brauche keine Diätköchin oder Freizeittherapeutin oder ähnliches Personal. Anstatt in einen trostlosen Tagesraum geh ich zur Arbeit. Ich verdiene Geld und bezahle Steuern.

Meine Freiheit hängt am seidenen Faden. Eine Familienkrise, ein finanzieller Engpaß, eine Gesundheitskatastrophe und ich könnte mich in einer solchen Einrichtung wiederfinden. Sollte das passieren, hoffe ich, dass Sie sich nicht für mein Recht, mein Leben zu beenden, einsetzen. Ich hoffe, Sie kämpfen für meine Befreiung.

Auch Sie haben gute Chancen, eines Tages selbst jemanden zu benötigen, der Sie umdreht, Ihnen die Bettpfanne bringt, Sie ankleidet und Ihnen in den Rollstuhl hilft. Wenn Sie lang leben, werden Sie damit konfrontiert werden. Das kann passieren, wenn Sie mit 95 eine Krankheit ereilt, oder morgen auf dem Nachhauseweg mit noch 40 Lebensjahren vor sich.

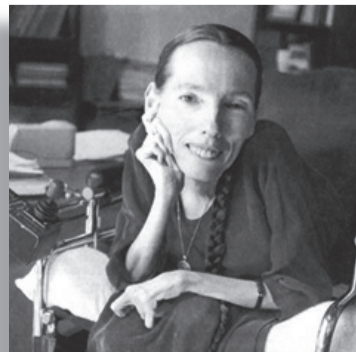
Sie können froh sein, dass wir Ihnen voraus sind. Wir versuchen die Dinge so zu regeln, dass

Sie ganz selbstverständlich bekommen werden, was Sie brauchen. Wenn es passiert, fragen sie vielleicht einen von uns danach, wo es langgeht. Wenn Sie soviel Glück haben wie ich hatte, dann wird der Albtraum zum unerwarteten Morgenrot.

Leicht gekürzt

Original: Worth Living

In: Disability Studies Quarterly, Winter 2002, Volume 22, No. 1



...und unsere Gastautorin: Harriet McBryde Johnson (50 Jahre)

Impressum

Redaktion

Marie Gronwald (V.i.S.d.P.), P.R. Iapos (Redakteur für alles Schöne), Rebecca Maskos, Jan Plöger (Sitzredakteur), Dr. Carsten Rensinghoff, Stefan Gerbing, Lena Anders

Redaktionsassistent: Heike Hildenhagen & Stefan Weise

Post an die Redaktion: Stuttgarter Straße 46, 12059 Berlin

Telefon: 030-850 77 151

Bildnachweise Dritter

S. 3: photocase / swiezynski
S. 4: photocase / Tim Köhler (Eisenbahn)

Gefördert aus Mitteln des Programms Jugend für Europa



We want you!

Wir freuen uns immer über neue MitstreiterInnen. Melde Dich, wenn Du ein Praktikum suchst, RedakteurIn werden oder einfach nur einen Text schreiben willst. Fotografische Arbeiten sind immer willkommen, genauso wie jede andere Unterstützung auch.

United Artists

Editorial

An dieser Stelle veröffentlichten wir in unseren beiden ersten Ausgaben Texte, die in der Autisten-Schreibgruppe der Lichtenberger Carl-von-Linné-Schule entstanden sind. Nun hat uns unser Redakteur Karsten Krampitz verlassen. Damit stehen uns leider nicht nur seine Artikel und seine engagierte Mitarbeit nicht mehr zur Verfügung, sondern es fehlen auch die Texte der Schüler, deren Schreibgruppe er leitet. Trotzdem wollen wir diese schöne Rubrik auf der letzten Seite nicht sang- und klanglos beenden. Sie hat es verdient, mindestens dreimal zu erscheinen, was hiermit geschieht. Einer unserer Autoren hat versucht, das autistisch Kreative in sich freizulegen: Der „Planet der Hunde“ von Norbert Lippold findet eine Fortsetzung von P. R. Iapos. Zudem verweisen wir auf einen der vielen Dichter im deutschen Literaturolymp mit Autismuspotenzial – auf den Dadaisten Kurt Schwitters.

Ansonsten: Danke, Karsten Krampitz, ohne Dich hätte es mondkalb nie gegeben!

Planet der Hunde

Von P. R. Iapos

Was bisher geschah: Die Astronauten Taylor, Dodge und Landon stürzen mit ihrem Raumschiff auf einem Planeten ab, den sie für 300 Lichtjahre von der Erde entfernt halten. Die hier herrschenden Wesen sind zivilisierte intelligente Hunde. Es gibt auch eine Art Menschen, die nackt und ohne Sprache in den Wäldern hausen und von den Hunden verachtet werden. Sie werden gejagt, im Zoo ausgestellt und zu Menschenversuchen verwendet. So kommen auch unsere drei Havaristen in Gefahr, werden aber immer wieder von empathischen Einzelhunden gerettet, bewahrt und unterstützt. Die drei müssen nach dem Entdecken verschiedener Artefakte erkennen, dass sie sich auf der Erde des Jahres 3978 befinden. Nach einem Atomkrieg, der die Menschheit fast ausgelöscht hat, haben die Hunde die Herrschaft übernommen.

Derzeit werden die Hunde von einem brutalen Diktator regiert: dem Rottweiler Hans. Er hat eine Soldateska von Kampfhunden zusammengestellt, die auf Menschenjagd gehen und ihre Opfer möglichst direkt mit einem Kehlbiß töten. Das ist nach dem Menschenchutzgesetz zwar verboten, aber Hans hat eine Ideologie entwickelt, die die hündische Überlegenheit durch alle Schwanzlosen gefährdet sieht. Speziell die Menschen müssten vom Antlitz des Planeten getilgt werden. Hans zugehörig darf sich nur der fühlen, der wenigstens einmal Menschenblut aus einer frisch geöffneten Kehle getrunken hat.

Ähnlich unbarmherzig geht

Schwanzhans auch gegen Mitglieder der Hundesekte der Kupierten vor, deren Kennzeichen der fehlende Schwanz ist, den sie sich in ihrer Jugend operativ entfernen lassen. Unter ihnen formiert sich der Widerstand, zu dem Taylor, Dodge und Landon bald stoßen. Es gelingt, Hans zu stürzen, obwohl 10.000 seiner Kampfhunde nur 600 Freiheitskämpfern gegenüber stehen. Dodge erwürgt ihn in einem dramatischen Kampf Mann gegen Hund. Den Großteil der Kampfhunde können Taylor und Landon mit Stöckchenwerfen davon abhalten, dem Diktator zu Hilfe zu eilen. Sie werden mit Tennisarmen aus diesem Kampf hervorgehen. Den Rest erledigen die Kupierten.

Von nun an ziehen Frieden und Gerechtigkeit auf Erden ein. Die Menschen können, wenn sie wollen, aus den Wäldern kommen und vor die Hunde gehen. Es fällt ihnen zwar schwer, sich als schwanz- und sprachlose Wesen in die Gesellschaft zu integrieren, aber da sie ein ähnliches Sozialverhalten haben wie Hunde, ist es möglich. Besonders geschätzt werden sie, wenn sie blinde Hunde führen, oder alten bewegungsunfähigen Hunden den Rollstuhl ziehen oder Türen und Schränke öffnen. Viele Hunde gewinnen ihre Menschen so richtig lieb. Unsere drei Havaristen haben ihre Mission beendet. Doch zurück zur Erde können sie nicht, weil sie da ja schon sind. Sie müssen sich einrichten. Am liebsten würden sie heiraten; nur wissen sie nicht so recht, ob eine von den stummen Menschinnen oder eine kluge, feinfühlig Hündin oder sich selbst. Homosexuelle Gruppenehen sind nämlich auf dem Planeten der Hunde nichts Außergewöhnliches. ■



Andere Sterne,
über Hans

Offener Brief an den „Stern“

Lieber Stern,

Deine gut gepflegte Tradition der Elends- und Mitleidsberichterstattung kennen wir ja schon. Klar, dass du auf auffällige Körper setzt – zum Beispiel mit Hilfe deiner langjährigen Marotte, schöne Frauen nur ausgezogen auf die Titelseiten zu setzen. Gerne aber auch durch deine großen Reportagen über Behinderte. Dieselben Freaks, die früher auf den Jahrmärkten die Gaffer anzogen, bringen dir heute eine ordentliche Auflage. Highlights waren deine ausführlichen Portraits über Schwerstbehinderte, die zum Selbstmord entschlossen sind, zum Beispiel in einer deiner Ausgaben im November 2006. Dafür hast du natürlich vollstes Verständnis – eine Tragödie, wenn jemand rund um die Uhr gepflegt werden muss, findest du, und, dass das schnell beendet gehört. Depressionen, Pflegezustand, Angehörige, denen keiner zur Last fallen will – das ist dir vielverständlicher. Aber lass mal eine Zeile wert. Aber dass die Antwort dennoch nur der Tod sein kann, das ist für dich selbst-

nach vorne. Und du kommst sogar den alten Jahrmärkten wieder ein Stückchen näher – wie schön, wenn sich mal der Kreis schließt. Das indische Mädchen Lakshmi aus einem Dorf im indischen Bundesstaat Bihar ist wie geschaffen für deine einfühlsame Sensationsberichterstattung. Lakshmi wurde vor zwei Jahren mit vier Armen und vier Beinen geboren. Die „überzähligen“ Arme und Beine wurden Anfang November in einer aufwändigen Operation entfernt. Das musste sein, denn das Immunsystem von Lakshmi funktioniert durch viele infizierte Druckstellen nicht mehr richtig. Das Mädchen wäre wahrscheinlich sonst bald gestorben. Für dich, Stern, jedoch ist klar, dass auch ohne diese Gefahr ein Körper wie der von Lakshmi nicht zu tolerieren ist. Die Arme und Beine, die aus ihrem überlangen Torso herauswachsen, seien wie „eine missglückte halbfertige Kopie ihrer selbst“, schreibt deine Autorin Teja Fiedler. Mehr als zwei Arme und zwei Beine – das kann ja gar nicht menschlich sein, so deine Logik. Und tatsächlich lesen wir: „Die Arme und Beine, die zu ihm [dem verlängerten Teil des Körpers] gehörten, waren leblos. Was dort an Lakshmi hing, war kein zweiter Mensch, sondern nur ein monströser Auswuchs von Fleisch und Blut“.

Kein Wunder, dass deine Metaphorik hin- und herschwankt zwischen Überhöhung und Geringschätzung. Von einem „Göttermädchen“ ist bei dir die Rede, denn Lakshmi erinnert viele Inder an die vierarmige Göttin Lakshmi, nach der das Mädchen auch benannt worden ist. An anderer Stelle vergleichst du Lakshmi mit einer „makabren Jahrmarktsattraktion“ – denn tatsächlich wollten Betreiber von Jahrmärkten Lakshmi kaufen und ausstellen. Zwischen Gott, Tod und Teufel passen natürlich nur noch – die Engel. Die gottgleichen, aber trotzdem irdischen Heilsbringer sind in der Symbolik deines Weltbildes immer die Ärzte, die die durcheinander gebrachte Ordnung wiederherstellen. Und so zitiert auch du in deinem Artikel eine Glückwunschkarte an den Operateur Dr. Patil: „Dear Doctor, Sie müssen wahrhaftig ein von Gott gesandter Engel sein“.

Die Eltern weigerten sich zum Glück, ihre Tochter dem Jahrmarkt zu überlassen. Sie wollten weder Vergöttelung noch Verspottung ihrer Tochter. Statt dessen, so schreibst du, Stern: „Sie wollten eine gesunde, normale Lakshmi, so gesund und normal wie der vier Jahre ältere Bruder Mihlesh“. Verständlich ist das – schließlich sind die Eltern arme Bauern, und die Versorgung eines behinderten Kindes kostet in Indien eine Menge Geld. Für dich, Stern, ist aber ohnehin klar, dass ein Mensch „normal und gesund“ zu sein hat, egal unter welchen Verhältnissen, das hast du uns ja schon oft genug auf's Brot geschmiert.

Dein Mondkalb

mondkalb
ZEITSCHRIFT FÜR DAS ORGANISIERTE GEBRECHEN

Regen

Regen tönen Tropfen triefen
Triefen Pfützen Bäche Brunnen
Spritzen Wasser sprengen Fluten
Klatschen feuchten Wirbel fluten
Wirbel Wasser Wolken Häuser
Fallen Bäume fallen Brücken
Wirbel Wasser Wolken Massen
Baden erde fallen Tropfen
regen
Regen
Tropfen
Tropfen
Regen
Regen
Tropfen tropft Tropfen auf Tropfen zu Tropfen
Silber mit silbernem Klopfen zu Klopfen
Spiegel des Wassers zerbrechen zu Tropfen
Kreise durch Kreise zerkreisen zu Tropfen
Blätter durch Kreise zerkreisen zu Tropfen
Blätter erzittern erwarten die Tropfen
Licht zu erglänzen durch klopfende Tropfen

Kurt Schwitters, um 1944.
Zitiert nach Friedhelm Lach (Hg.): Kurt Schwitters.
Das literarische Werk. Bde 1 – 5. DuMont Buchverlag Köln 1974 - 1988. Bd. 1. Köln 1988. S. 142.

Für Barrikaden!

Jetzt gibt es ihn, den Arbeitskreis, auf den wir alle so lange gewartet haben.

Denn ab nun werden wir uns alle zwei Wochen treffen und im über das Thema „Behinderung“ diskutieren, was als solches aber nicht eindimensional betrachtet werden, sondern im Kontext zu anderen Ausgrenzungsfaktoren der Gesellschaft analysiert werden soll.

Und für diejenigen, denen das nicht revolutionär genug erscheint, sei erwähnt, dass wir Wege suchen/finden werden, in der Gesellschaft vorhandene Grenzen aufzubrechen, durch Vorträge, Veranstaltungen oder Interventionen in politische Arbeit sowie eigenes



von Texten und Diskussionen.

In Treffen gesammelten inhaltlichen regen der Zukunft bilden eine lange nur eine kleine Auswahl: Wie kann Sprache umgegangen werden? Wie in/Exklusion in Hinblick auf „Behinderung“? Welche Bilder und Vorstellungen von „Behinderung“ und „Nicht-behindern“ existieren gesellschaftlich? Wie verhält sich das historisch? Wie wird „Behinderung“ in den Medien präsentiert? Welche biopolitischen Maßnahmen (Pränataldiagnostik z.B.) sind gerade angesagt? Wieso ist „Behinderung“ in der linken Szene so wenig Thema und wie ist das zu ändern? Interessent_innen sind immer herzlich willkommen.

Der neue AK moB

Für Nachfragen und Vorschläge sind wir über das Büro der Naturfreundejugend (info@naturfreundejugend-berlin.de) erreichbar.



NATURFREUNDEJUGEND BERLIN